



Edgar Wallace

Bones in Afrika

**scanned by Ginevra
corrected by eboo**

Ein weiterer Roman aus der Afrika Reihe von Edgar Wallace.

Bones kommt nach Afrika. Damit beginnt eine Phase von Irrungen und Wirrungen, aber am Ende klärt sich alles mehr oder weniger. Und ein weiterer Einblick in das komplizierte Stammeswesen Afrikas wird geboten.

ISBN 3-8036-4042-3

Original: Bones

Weiss Verlag GmbH, Dreieich

August 1986

Dieses E-Book ist nicht zum Verkauf bestimmt!!!

Inhaltsverzeichnis

PROLOG.....	3
Captain Hamilton	41
Die Schwerverbrecher.....	59
Bones in M'fa	75
Das sagenhafte N'bosini	89
Der Fetischmast.....	108
Die Grenze und der Code.....	122
Die Seele der Eingeborenenfrau.....	144
Das Wegerecht	159
Das grüne Krokodil	172
Henry Hamilton Bones	186
Der nächtliche Wanderer.....	200

PROLOG

Sanders, Ritter des St.-Michael- und St.-Georg-Ordens

Wenn man nur die amtlichen Berichte durchliest, wird man nie erfahren, was sich im Frühling des Wunschjahres eigentlich in Ochoriland zugetragen hat. Auch weiß man nichts von den Einzelheiten, die mit dem Verschwinden Sr. Exzellenz des Kolonialministers Joseph Blowter zusammenhängen.

Wir wissen, allerdings nicht aus den Blaubüchern der Regierung, daß Bosambo alle seine Unterhäuptlinge und Ältesten von einem Ende seines Landes bis zum anderen zusammenrief. Die ganze Versammlung saß in einem großen Kreise am Fuß des kleinen Hügels, auf dem Bosambo in seinem Staatskleid thronte. Er war zwar nicht berechtigt, es zu tragen, aber er sah prächtig darin aus. Aller Blicke hingen an ihm mit stolzem Vertrauen, ein beredtes Zeichen für die Stellung, die dieser ehemalige Sträfling aus Liberia unter dem Ochorivolk einnahm, das früher schwach und furchtsam gewesen war und sich nicht mit den anderen Stämmen hatte messen können.

Nun ist es Regierungsvorschrift, daß niemand ein Palaver der Unterhäuptlinge zusammenrufen darf, wenn er nicht die vorgesetzten Behörden von seiner Absicht verständigt hat, denn die Regierung wacht eifersüchtig darüber, daß keine Versammlungen aus eigener Machtvollkommenheit eines Häuptlings stattfinden. Es ist eine alte Erfahrungstatsache am Großen Strom, daß das Gespräch der Männer, so unschuldig es auch zu Anfang sein mag, doch auf Krieg hinausläuft, wenn sie zusammenkommen, um über das öffentliche Wohl zu beraten. Wenn sie sich aber sonst treffen und vertraulich miteinander sprechen, so dreht sich ihre Unterhaltung nach kurzer Zeit sicherlich um die Weiber.

Da nun eine Million Quadratmeilen Land nur durch eine Handvoll einfacher, rauher Soldaten regiert wird und dies auch ausreicht, solange nicht eine plötzliche Verschwörung gegen die Regierung entsteht, so stehen solche plötzlichen, unvorhergesehenen Palaver beim Gouverneur in großer Ungnade.

Aber Bosambo war seiner guten Sache zu gewiß, und er war optimistisch. Er glaubte nicht im mindesten, daß seine Handlungsweise von seinem Oberherrn mißbilligt werden könnte. Auch war er so von seinen eigenen hochfliegenden Plänen eingenommen und von seinem Vorhaben so begeistert, daß ihm die Gesetzwidrigkeit dieser Versammlung gar nicht zum Bewußtsein kam. Und hätte er auch einen Augenblick daran gedacht, so wäre ihm in seiner Großzügigkeit ein solcher Einwand als viel zu kleinlich erschienen.

So waren nun von allen Waldpfaden, von dem Strom, von allen Fischerdörfern und den weiter entfernt liegenden Ackerländern, von der Nähe der großen Berge, von den Holzfällerplätzen in den niedrigen Waldungen die größeren und kleineren Häuptlinge, die Ältesten und alle Verantwortlichen zusammengekommen, bis sie eine große Menge bildeten. Die Ältesten in der Ochoristadt aber seufzten, weil sie für die Gäste Unterkunft und Nahrung schaffen mußten.

»O ihr edlen Häuptlinge der Ochori«, begann Bosambo seine Rede.

Notiki, ein alter, schwächlicher Mann, stieß seinen Nachbar heimlich mit dem Ellenbogen in die Seite. »Unser Herr will sicher wieder etwas von uns haben«, bemerkte er.

Notiki war unzufrieden und verbittert. Er gehörte der früheren Häuptlingsfamilie der Ochori an und war jetzt nur noch Oberhaupt von vier Dörfern.

»Wa!« erwiderte sein Nachbar, sah aber trotzdem Bosambo mit strahlenden Augen an.

Notiki brummte noch etwas Unverständliches.

»Ich habe euch hier zu einer großen Versammlung zusammengerufen«, sagte Bosambo, »weil ich es liebe, euch um mich zu sehen, und weil es gut ist, daß ich mit euch berate, die ihr unter mir die Macht habt, nach den Gesetzen zu regieren, welche mein Herr, der König, euch gegeben hat.«

Es war eigentlich eine genaue Wiederholung der Ansprache, die Distriktsgouverneur Sanders vor drei Monaten gehalten hatte. Seine Zuhörer hatten das wahrscheinlich vergessen, nur Notiki erinnerte sich daran und sagte verächtlich: »O ko!«, aber nur zu sich selbst.

»Ich muß euch verlassen!« fuhr Bosambo fort.

Man konnte Äußerungen des Bedauerns hören, aber die Betrübnis war nicht allzu groß, und Notiki blieb ganz ruhig dabei.

»Der König hat mich zu sich an die Küste gerufen, und für zwei Monate werde ich für euch wie tot sein. Aber mein Fetisch wird euch bewachen, und mein Geist wird diese Straßen jede Nacht entlangwandeln mit großen Ohren, um böses Gerede zu hören, und mit ungeheuren Augen, um in die Herzen der Männer zu sehen. So ist es gewiß, von dieser Stadt wird er wandern bis zu den Grenzen meines Gebietes bis nach Kalala hin.« Seine vorwurfsvollen Blicke ruhten auf Notiki, der sich unruhig hin und her bewegte.

»Und wenn ihr mich fragt, warum ich fortgehe«, sprach Bosambo weiter, »so verkündige ich euch dieses: Aber vorher lege ich euch allen den Eid auf über das, was ich euch jetzt sage, nicht außer euren Hütten zu sprechen.« Mehr als zweitausend Leute hörten diesem tiefsten Geheimnis zu. »Mein Herr Sandi braucht dringend meine Hilfe, denn wer von uns ist so weise, daß er in die Herzen schauen und den schmerzlichen Ruf verstehen könnte, den ein Bruder dem anderen zusendet. Ich sage nichts weiter, als daß mein Herr mich nötig hat. Da ich nun

der König der Ochori bin, eines Volkes, das groß unter anderen Stämmen dasteht, soll ich da wie ein Hund zur Küste gehen oder wie der Häuptling eines kleinen, armen Fischerdorfes?«

Er machte eine Pause nach dieser theatralischen Rede. Ein schwaches, allerdings sehr schwaches Murmeln ging durch die Reihen, und er mochte es als den Wunsch und den Ausdruck seines Volkes deuten, daß er mit großem Pomp reisen sollte, entsprechend der hohen Stellung der Ochori.

Die Begeisterung war deshalb nur so mäßig, weil alle ahnten, daß dies neue Steuern und Abgaben bedeutete. Und sie wußten, daß die Bevölkerung nur sehr ungern weitere Lasten tragen würde. Die Leute saßen lieber ruhig und zufrieden im Schatten ihrer Hütten, als daß sie in die Wälder eilten und dort im Schweiß ihres Angesichts Gummi und Harz und andere Dinge sammelten, um sie zu Füßen ihres Oberherrn niederzulegen.

Bosambo hörte sehr wohl, daß dieses Murmeln durchaus nicht liebenswürdig und freundlich war, aber er machte sich wenig daraus.

»Ganz wie ihr sagt - ich bin auch eurer Meinung, und es ist nur recht und billig, daß ich zu meinem Herrn und zu den fremden Völkern jenseits der Küste, zu Ländern, wo selbst die Sklaven Hosen tragen, mit wunderbaren Geschenken reise, so daß der Name des Ochorivolkes wie ein Donner über den Wassern ertönen soll und selbst große Könige mit Hochachtung von euch sprechen werden.« Wieder machte er eine bedeutungsvolle Pause.

Tiefes Stillschweigen herrschte, seine Rede hatte keinen Widerhall gefunden. Die Leute waren alles andere als begeistert. Sie spielten mit ihren Zehen und vermieden es sorgfältig, Bosambo in die Augen zu sehen. Schon vor zwei Monaten hatte Bosambo mehr Abgaben erhoben, als notwendig gewesen war. Diese Steuern sollten der Regierung abgeliefert werden.

Aber von den vierundzwanzig schweren Kanus, die nach der

Ochoristadt gegangen waren, fuhren nur fünf, und auch die nicht einmal vollbeladen, zu Sanders' Residenz, um dem Oberherrn dieses Landes die Abgaben der Ochori zu bringen. Notiki sprach leise darüber mit seinem Nachbar.

»Ich werde neue Dinge mit nach Hause bringen«, sagte Bosambo lockend, »merkwürdige Teufelskisten und großen Zauber, der euch entzücken wird. Dinge, die noch niemand von euch gesehen hat und die nur Sandi und ich in diesem ganzen Lande kennen. Geht nur, wie ich euch sage, zu euren Dörfern und erzählt den Leuten alles, was ich gesagt habe. Und wenn der Mond im nächsten Viertel ist, dann werden sie freudig kommen und mit beiden Händen Geschenke bringen, die ihr dann zu mir senden sollt.«

»O Herr, was wird den Häuptlingen geschehen, die ohne Tribut und mit leeren Händen zu dir kommen und sagen müssen: ›Unser Volk ist aufsässig und will nichts mehr geben?‹« fragte Notiki.

»Wer kann das wissen?« war die ganze Antwort, die Bosambo gab. Aber er fügte noch bedeutungsvoll hinzu: »Ich werde euch nicht tadeln, da ich ja weiß, daß es nicht euer Fehler ist, sondern daß eure Leute euch nicht genügend geben und sich einen anderen Häuptling wünschen. Das Palaver ist aus.«

Und es war auch zu Ende, soweit es Bosambo anging. In der Nacht noch hielt er in seiner Hütte einen engeren Rat mit seinen Ältesten und Ratgebern ab.

Bosambo traf nun in aller Ruhe die Vorbereitungen zu seinem Urlaub. Es mußte noch vieles erledigt werden, bevor er sein Volk auf einige Zeit verlassen konnte. Darunter fiel vor allem die Eintreibung der neuerlich auferlegten Abgaben, zu denen er gar nicht berechtigt war.

Seine größte Sorge aber war es, seine Reise vor Sanders und dessen Spähern geheimzuhalten.

Das Glück begünstigte ihn. Er hatte aber auch alle

Einzelheiten seines Planes sorgfältig und eingehend überlegt. Sanders sammelte zu jener Zeit gerade die Hüttensteuer am Kisaifluß ein, und er mußte ein großes Mordpalaver in Ikan abhalten, was Bosambo wohl wußte. Einer der Dorfältesten dort stand in dem Verdacht, seine Hauptfrau ermordet zu haben. Die einzigen Zeugen, die gegen ihn auftreten konnten, waren seine Nebenfrauen, gegen die sich die Verstorbene immer hochfahrend und geringschätzig benommen hatte.

Die Ochori waren zwar sehr erschrocken über die außerordentlichen Forderungen, die ihr Gebieter an sie stellte, aber sie waren zu klug, um seine Wünsche nicht zu erfüllen. Es hatte eine Zeit in der Geschichte dieses Volkes gegeben, in der kriegerische Nachbarstämme in demütigender Weise noch viel größere und schwerere Abgaben von ihnen verlangt und einfach solche Tribute auferlegt hatten. Es war eine feststehende Redensart bei ihnen, wenn sie zuweilen mit größerer Freiheit über ihren Herrn sprachen, als ihm lieb war, daß die Herrschaft Bosambos eher zu ertragen wäre als die Tyrannei der Akasava.

Unter den Häuptlingen war nur einer, der seinem Herrn die gewünschten Steuern nicht brachte. Als alle Gaben auf Tüchern in einem großen Raum zu Bosambos Füßen niedergelegt wurden, fehlte Notikis Tuch. Er hatte seinen Sohn gesandt, um die Gründe zu erklären.

»O Herr«, sagte der junge, schlanke, urwüchsige Bursche, »mein Vater hat für dich früher viele schöne Dinge eingesammelt, wie Harz und Gummi und die Zähne von Elefanten. Und er hätte auch diese letzte Steuer gebracht und sie zu deinen erhabenen Füßen niedergelegt, aber die Wege durch den Wald waren so schlecht, und es gab Überschwemmungen im nördlichen Land, so daß er nicht über die Strömung kommen konnte. Auch waren die Pfade in den Wäldern zugewachsen, so daß mein Vater für seine Träger fürchten mußte.«

Bosambo sah ihn nachdenklich an. »Gehe zu deinem Vater zurück«, erwiderte er höflich, »und sage ihm, daß ich als sein

Herr und Gebieter weiß, daß er mich liebt, obgleich keine Geschenke von ihm zu mir gekommen sind. Ich verstehe die Gründe sehr wohl.«

N'gobi strahlte vor Freude. Er hatte sich schon darauf eingerichtet, sofort davonzulaufen, denn er wußte, daß Bosambo sehr schnell mit dem Stock bei der Hand war. Er hatte befürchtet, daß er die Rache, die sein Vater heraufbeschworen hatte, an ihm auslassen würde.

»Die schlechten Straßen kenne ich sehr gut«, sprach Bosambo weiter. »Nun sollst du deinem Vater dieses berichten: Der Häuptling Bosambo geht auf eine lange Reise, und seine Geschäfte halten ihn zwei Monate fern. Und wenn der große, schreckliche Herr Bimbi von jetzt ab den dritten Mond einmal gebissen hat, werde ich zurückkommen und dann deinen Vater besuchen. Weil aber die Straßen so schlecht sind und sogar in der trockenen Zeit sich Überschwemmungen im Nordlande ereignen«, sagte er bedeutungsvoll, »und da die Wälder so verwachsen sind, daß er seine Geschenke nicht bringen und nur den Sohn seines Weibes zu mir schicken kann, so soll er, bis ich wiederkomme, eine Straße bauen, die so breit ist wie die Entfernung zwischen der Hütte des Königs von der seines Weibes. Und auf dieser Straße soll er alle Bäume niederschlagen und soll Brücken über die starken Ströme bauen, und er soll Staubecken anlegen für die Fluten. Er soll dazu alle Leute seines Königreiches nehmen und sie an diesem großen Werke arbeiten lassen. Und während sie ihre Arbeit tun, sollen sie ein Lied singen, das also lautet:

›Wir tun Notikis Werk, Das Werk, das Notiki uns tun läßt, Statt daß er dem König, seinem Herrn, Geschenke sendet, wie Bosambo sie verlangt!‹ Das Palaver ist aus.«

Dies ist die Geschichte oder wenigstens der Beginn der Geschichte einer geraden Straße, die durch das Innere des Ochorilandes von den Stromschnellen des Großen Flusses bis zu dem Gebirge läuft, das die Grenze gegen den großen König

bildet. Sie ist in ganz Afrika berühmt und für alle Zeiten mit dem Namen Bosambo verknüpft.

Am nächsten Tag fuhr Bosambo mit vier Kanus den Strom hinunter. Jedes war sehr schön mit roter Kamfarbe bemalt und mit vierundzwanzig Ruderern bemannt.

Es war ein glücklicher Zufall, daß er Sanders nicht begegnete, denn der Distriktsgouverneur kam gerade zum Großen Strom zurück, um das Zeugnis des Bruders der ermordeten Frau zu holen, der ein kleiner Häuptling in einem Isisifischerdorf war. Die ›Zaire‹ erreichte den Strom gerade in dem Augenblick, als das letzte Kanu Bosambos um die Biegung gefahren und außer Sicht gekommen war. Und da eine Legende an dem Fluß verbreitet war, für deren Ursprung Bosambo persönlich die Verantwortung trug, daß er mit dem Distriktsgouverneur Sanders irgendwie verwandt sei, so sprach auch niemand von seiner Durchfahrt.

Der Häuptling kam drei Tage nach seiner Ausreise zur Residenz. Seine späteren Fahrten bleiben etwas im dunklen, selbst Sanders konnte sie trotz aller Mühe und Sorgfalt nicht vollständig aufklären. Bekannt ist allerdings, daß Bosambo hundertfünfzig Pfund in englischem Gold von Sanders' Lagerverwalter abhob. Er hatte nämlich während der Jahre seiner Herrschaft über die Ochori ein großes Guthaben in der Residenz für sich angelegt und viele Gelder darauf eingezahlt. Bekannt ist weiterhin, daß er sich mit einem seiner Ratgeber und seinem Weib auf einem Küstendampfer nach Sierra Leone einschiffte. Später kam von dieser Stadt noch ein Bote mit einem langatmigen arabischen Brief, in dem er eine Zahlung von weiteren hundert Pfund verlangte. Sanders hörte diese Neuigkeiten bei seiner Rückkehr und war darüber etwas bestürzt.

»Ich bin nur gespannt, ob dieser Teufel sein Volk im Stich lassen will«, sagte er.

Hamilton lachte. »Das wäre schon möglich. Aber vergessen Sie nicht, daß er noch ein Guthaben von vierhundert englischen Pfund hier bei uns hat. Bosambo hat einen Hauch der Zivilisation verspürt. Meiner Ansicht nach hätte er aber doch mindestens um Erlaubnis fragen müssen, wenn er das Land verlassen will.«

»Er hat den Leuten oben Arbeit gegeben, er läßt sie nicht zu Atem kommen«, sagte Sanders. »Ich habe schon einen leidenschaftlichen Protest von Notiki erhalten, das ist einer seiner Häuptlinge im Norden. Bosambo hat ihm den Befehl gegeben, eine Straße durch den Wald zu bauen, und er protestiert dagegen.«

Die beiden Männer gingen über den gelben, sandigen Exerzierplatz an den Hütten der Haussa vorbei zu dem Residenzgebäude.

»Wie ist das Mordpalaver verlaufen?« fragte Hamilton nach einer Weile, als sie die hölzerne Treppe zur Veranda emporstiegen.

Sanders schüttelte den Kopf. »Alle Leute haben gelogen«, sagte er kurz. »Ich kann den Mann, der meiner Meinung nach schuldig ist, nur in das Dorf der Ketten schicken. Ich hätte ihn bei einem klaren Beweis hängen können, aber die ermordete Frau scheint wenig beliebt gewesen zu sein. Dagegen hat der Mann großes Ansehen.« Er ließ sich in dem großen, bequemen Armsessel nieder. »Wenn ich ihn gehängt hätte, wäre es nicht notwendig gewesen, drei große, lange Aktenblätter Bericht über die Sache zu schreiben, was das Schlimmste ist. Diese heimlichen, häuslichen Morde hasse ich am meisten - am liebsten ist mir ein wütender Verbrecher, der das ganze Volk gegen sich hat.«

»Sie werden auch bald mit einem zu tun bekommen, wenn Sie nicht sofort Holz anfassen«, sagte Hamilton ernst. Er war nämlich Schotte, und die Schotten sind abergläubisch.

Nun sollen aber die Wahrheit über Bosambo berichtet und alle seine sonderbaren Reisen aufgeklärt werden. Er hatte in seinem Herzen einen seltsamen Plan gefaßt. In dem Schweigen seiner Hütte, in den dunklen Laubgängen der Wälder und unter sternenlosem Himmel waren ihm Gedanken gekommen, oder auch, wenn er mit seinen Leuten auf der Jagd war und sie so fest schliefen, wie es nur die Unschuldigen und die Bewohner der Wildnis können. Auch in Augenblicken, wenn er den Gerichtsverhandlungen nur halb zuhörte, in denen ihm Rechtsuchende mit monotoner Stimme ihre Anliegen vortrugen, beschäftigte sich sein Geist mit diesem Plan.

Es gab nur einen Menschen, den er ins Vertrauen zog, und das war sein Weib. Er offenbarte ihr all seine geheimen Gedanken, wenn er ihr in der Hütte gegenüber saß und eine Schüssel mit dampfenden Fischen zwischen ihnen stand. Denn so tolerant Bosambo auch sein mochte, sie war eine strenge Mohammedanerin und würde einen Greuel wie gebratenes Fleisch von Ziegen, deren Klauen gespalten sind, nicht geduldet haben.

Er sagte ihr viele Dinge. »O du Licht meines Herzens«, erklärte er, »unser Herr Sandi ist zu mir wie Vater und Mutter, er hat mir Reichtümer und Geld gegeben. Aber obgleich er ein gerechter und großer Mann ist, der seine Feinde nicht fürchtet und seinen Freunden keine süßen Worte gibt, so scheint es mir doch, daß die obersten Herren dieses Landes, die so weit weg über dem großen Meer wohnen, ihn nicht genügend ehren.«

»O Herr«, erwiderte sein Weib ruhig, »ist es denn keine Ehre, daß er wie ein König über uns gesetzt ist?«

Bosambo nickte zustimmend. »Du hast die Wahrheit gesprochen, meine Liebe«, sagte er im Übermaß der Bewunderung. »Aber ich kenne viele der Gewohnheiten der weißen Leute, denn ich habe an der Küste gelebt und bin in allen Städten von Dakka bis Mossamedes gewesen. Auch bin ich zu einem fernen Lande gefahren, das man Madagaskar nennt und

das auf der anderen Seite der Welt liegt, und so ist mir die Art der weißen Leute vertraut. In Benguela residiert ein Gouverneur, der nicht so groß ist wie Sandi, und auf seiner Brust sind doch alle Arten von glänzenden Sternen zu sehen, die so schön in der Sonne blinken, und er trägt Bänder um seinen Bauch und eine große farbige Schärpe und Schwerter.« Dabei zeigte er mit dem Finger die verschiedenen Stellen. »Habe ich dir nicht gesagt, daß er nicht so groß wie Sandi ist? Wann hast du aber meinen Herrn mit Sternen oder Kreuzen oder Schärpen oder Schwertern gesehen? In Dakka, wo die Frenchi leben, und an einem gewissen Platz in Togo habe ich die Gouverneure mit ähnlichem Schmuck gesehen, denn damit ehren die Weißen verdiente Leute.« Er schwieg eine lange Zeit, und sein Weib schaute ihn mit dunkelbraunen Augen neugierig an.

»Was kannst du aber dazu tun, mein Herr?« fragte sie. »Obgleich du sehr mächtig bist und Sandi dich liebt, ist es doch sicher, daß keiner auf dich hören und Sandi ehren wird, wenn du es sagst. Ich kenne die Art und Weise der weißen Leute nicht, aber ich glaube doch, daß ich recht habe.«

Bosambos großer Mund zog sich nun von einem Ohr zum anderen in die Länge, und er lachte vergnügt, so daß die beiden Reihen seiner blendendweißen Zähne sichtbar wurden. »Du bist wie die Stimme der Weisheit und die Seele der Klugheit«, sagte er. »Denn was du sprichst, ist wahr. Aber ich weiß Wege, und ich bin schlau und klug, auch bin ich ein frommer Mann und bin bekannt mit den heiligen Aposteln wie Pauli und St. Peter, dem sie das Ohr abschlugen, weil eine Tänzerin es wünschte. Dann wurde es durch einen großen Zauber wieder angesetzt, damit er hören konnte, wie der Hahn kräht. All dies und viele andere Dinge habe ich hier!« Er zeigte mit seinem Finger auf die Stirn.

Als eine kluge Frau versuchte sie nicht, sich in die Angelegenheiten ihres Mannes einzumischen, sondern sie traf Vorbereitungen zu der langen Reise für sich und ihren wohlgenährten und munteren braunen Jungen, der Bosambos

Augapfel war.

Bosambo war also den Strom hinuntergefahren. Vier Tage nach seiner Abreise verschwanden zehn seiner jüngeren Verwandten aus der Ochoristadt. Es waren ausgesuchte, starke, kräftige Jäger, die dem Tod in jeder Gestalt entgegentraten. Niemand kannte ihr Ziel, man wußte nur, daß sie nicht den Weg ihres Herrn einschlugen.

Tukili, der Häuptling der mächtigen östlichen Isisi, oder, wie sie verächtlich von dem Volk am Fluß genannt werden, der N'gombi-Isisi, kam eines Tages auf der Jagd unglücklicherweise an die Grenzen des Ochorilandes. Fimili, ein gerade gewachsenes, schönes Mädchen von vierzehn Jahren, ging eben in den Wald, um Wurzeln zu suchen, mit denen sie die Beulen des mürrischen Vaters heilen wollte.

Tukili sah das Mädchen, begehrte sie und nahm sich einfach das, was er wünschte. Sie leistete ihm wenig Widerstand, als sie sah, daß er sie nicht töten wollte. So brachte er sie zur Isisistadt, und sie lebte nicht schlechter in dem Harem Tukihs als in der Hütte des armen Fischers, dem ihr Vater sie versprochen hatte.

Ein paar Jahre früher wäre ein solcher Vorfall überhaupt nicht beachtet worden, denn damals wurden die Ochori gewöhnlich von anderen Stämmen ihrer Weiber und Ziegen beraubt, und sie waren so furchtsam, daß sie jede Demütigung ertrugen, wenn sie nur die blitzenden Speere ihrer Feinde sahen. Sie wären vielleicht obendrein noch dankbar gewesen, daß die Räuber sich damit begnügten, nur ein junges Mädchen zu stehlen. Aber als Bosambo Oberhäuptling der Ochori wurde, brachte er einen neuen Geist in diese Leute. Er machte sie zu tüchtigen Kriegern, sie lernten ihre Kraft und auch ihre Rechte kennen.

Der Vater des geraubten Mädchens eilte sofort zu seinem Häuptling Notiki. Er hatte sein Haupt mit Asche bestreut und Asche auf seine Brust gestrichen.

»Dies ist ein schlechtes Palaver«, sagte Notiki, »und seit

Bosambo uns verlassen hat, ist unser Mark und unsere Kraft gleich Wasser, weil er uns befiehlt, eine Straße zu bauen. Und es ist niemand im Lande, den ich als Oberherrn anerkennen oder der anderen Befehle erteilen könnte. So scheint es mir nun, daß ich etwas tun muß, denn ich stehe in dem Alter und bin mit den alten Königen dieses Landes verwandt.«

Er sammelte zweitausend Krieger, die an dem Straßenbau arbeiteten und froh waren, statt schwerer Steine wieder leichte Waffen tragen zu können. Sie marschierten mit ihren Speeren in den Isisiwald und brannten und mordeten, wenn sie in ein kleines Dorf kamen, und niemand trat ihnen entgegen. So machte sich Notiki ohne weiteres zu einem Eroberer, wie es ja auch früher schließlich jeder ehrgeizige General tat.

Hätte sich dieser Raubzug in der Nähe des Flusses abgespielt, so wäre Sanders sicherlich darauf aufmerksam geworden, denn die natürliche große Straße dieses Gebietes ist der Wasserweg. Aber wenn es sich um Unternehmungen der inneren Stämme handelte, die im Busch wohnten und ihre Krieger im Dunkel der Wälder verbergen konnten, war Sanders sehr im Nachteil.

Tukili hörte erst von den Heerscharen, die gegen ihn heranzogen, als sie noch einen Tagesmarsch von seinen Toren entfernt waren. Eilig brach er mit seinen Männern auf, die im Kampf erfahren und in der Jagd geübt waren. Die Schlacht dauerte genau zehn Minuten, und alle die, die von Notikis Speerleuten übrigblieben, flohen wieder zurück in ihre Heimat. Aber sie vermieden dabei, soweit es ging, die Dörfer, denen sie auf ihrem Auszuge so viel Unglück und Schaden zugefügt hatten.

Nun wird ein Eroberer niemals der Vergessenheit anheimfallen, ohne daß sein Besieger seinen Ruhm für sich selbst in Anspruch nimmt. Tukili hatte seinen Gegner niedergekämpft, und auch er machte keine Ausnahme von dieser allgemeinen Regel. Während er früher ein gutmütiger, gerechter und gütiger Herrscher war, wurde er jetzt plötzlich eine

drohende Gefahr für alle Gebiete Sanders' zwischen der französischen Grenze und dem Großen Fluß.

Die Lage war so gespannt, daß nur Bosambo mit ihr fertig werden konnte. Sanders verwünschte ihn aufrichtig und hätte ihn noch mehr verdammt, wenn er nur die leiseste Ahnung von der Aufgabe gehabt hätte, die Bosambo sich gestellt hatte.

Seine Exzellenz der Gouverneur residierte in einer großen, schönen Villa in einer glücklichen Stadt, in der es viele Steinhäuser gab. Wir wollen sie Kumbuli nennen, obgleich das nicht ihr richtiger Name ist.

Er stand im besten Alter, war kräftig und gesund und zeichnete sich durch Geduld und Klugheit aus. Man hatte ihm diesen Posten gegeben, um all die Fehler und Mißstände zu beseitigen, die zwei wenig begabte Gouverneure vor ihm geschaffen hatten. Sie waren nicht wegen ihrer Kenntnisse von Land und Leuten zu dieser Stellung gekommen, sondern weil ihre Freunde sich fast täglich in den verschiedenen Vorzimmern der hohen Regierungsstellen sehen ließen. Es spricht für den Ruf Sr. Exzellenz, daß er allen Distriktsgouverneuren und höheren Beamten der ganzen Küste entlang unter dem Vornamen »Bob« bekannt war, obwohl er ein Kommandeur des St.-Michael- und St.-Georg-Ordens, ein Ritter des Viktoria- und ein Kommandeur des Bath-Ordens war und aus einer vornehmen Familie stammte.

Bosambo fühlte sich nicht ganz wohl in seiner Haut, als er zum Gouverneur kam. Das Selbstvertrauen hatte den Häuptling bis zu einem gewissen Grade verlassen, denn er zweifelte nicht, daß Sanders allen Stellen seine schnelle Abreise und die merkwürdigen Umstände seines Verschwindens mitgeteilt hatte.

Die ersten Worte Sr. Exzellenz bestätigten Bosambos weitgehendste Befürchtungen.

»O Häuptling«, sagte Sir Robert und zwinkerte ihm ein wenig mit den Augen zu, »fürchtest du dein Volk so sehr, daß du vor ihm davonläufst?«

»Mächtiger Herr«, antwortete Bosambo, »Furcht kenne ich nicht, denn wie deine Hoheit gehört haben wird, bin ich ein sehr tapferer Mann, der nichts fürchtet als die Ungunst seines Herrn Sandi.«

Ein leichtes Lächeln spielte um die Mundwinkel Sir Roberts.

»Das hast du gut gesagt, mein Freund«, entgegnete er. »Erzähle mir jetzt aber, warum du heimlich gekommen bist und warum du dieses Palaver mit mir wünschst. Aber eins sage ich dir, Bosambo: Lüge nicht! Denn ich habe auf dem Hügel bei Grand Bassam drei Häuptlinge gehängt, weil sie mich belogen haben.«

Die einheimische Bevölkerung glaubte felsenfest an dieses Gerücht, das man an der Küste erzählte. Wie sich die Sache wirklich verhielt, wollen wir ein andermal berichten. Hier genügt es, festzustellen, daß Bosambo zu denen gehörte, die nicht den mindesten Zweifel an der Wahrheit dieser Legende hegten.

»Jetzt werde ich zu dir sprechen, o mein Herr!« sagte er feierlich und ernst. »Und ich spreche unter allen Eiden, sowohl denen meines eigenen Volkes...«

»Sprich mir nicht von den Schwüren des Kru-Volkes«, warnte Sir Robert.

»Dann will ich bei Marki und Luki schwören«, erwiderte Bosambo eifrig, »diesen feinen Kerlen, von denen auch deine Hoheit weiß. Ich saß lange in dem Lande der Ochori und habe klug regiert nach meinen Fähigkeiten. Und immer wachte Sandi über mir, der ein Vater seines Volkes war und ein schönes Herz besaß, daß selbst die Toten auferstanden, um mit ihm zu sprechen, als er zu uns kam. Dies ist ein Wunder«, sagte Bosambo mit geheimnisvoller Stimme, »von dem ich hörte - aber ich sah es nicht selbst. Nun frage ich dich, der alle Dinge sieht, und dies ist die schwierige Frage, die ich deiner Hoheit vorlegen will: Wenn Sandi so groß und so weise ist und sein

König ihn so liebt, wie kommt es, daß er immer an dieser Stelle ist und keine schönen Sterne um seinen Hals hängen und daß er keine wundervollen Bänder um seinen Bauch legt - so wie es die großen Frenchi machen und die großen Allamandi und selbst die Portugiesi, die von ihren Königen geehrt werden?»

Das war wirklich eine schwere Frage für Sir Robert Sanleigh. Er richtete sich in seinem Stuhl auf und schaute in das feierliche Gesicht des Mannes, der vor ihm saß.

Bosambo war in seinen europäischen Hosen, seiner Jacke und seinem Hemd - einen Kragen trug er nicht - eine unromantische Figur. Er hatte die Hände tief in die Hosentaschen gesteckt, denn er wußte nicht, daß das unschicklich war. Mit großen Augen schaute er den Gouverneur wieder an.

»O Häuptling«, sagte Sir Robert erstaunt, »dies ist ein merkwürdiges Palaver, das du mit mir hältst. Woher hast du diese Ideen?«

»O Herr, niemand hat mir diese Gedanken gegeben, sie sind in meinem eigenen großen Herzen gewachsen«, erwiderte Bosambo. »Ja, ich habe viele Nächte gelegen und darüber nachgedacht, und ich bin gerecht und meinem Herrn treu.«

Der Gouverneur schaute den Häuptling unverwandt an. Er hatte schon viel von Bosambo gehört und wußte, daß er ein Original war. Er war davon überzeugt, daß er es offen und ehrlich meinte. Ein Mann mit einem kleineren Gesichtskreis als er, wie zum Beispiel sein Vorgänger, hätte die unangenehme Frage einfach unter den Tisch fallen lassen und sie als eine Unverschämtheit empfunden und den Frager an die frische Luft gesetzt.

»Diese Dinge sind für mich zu hoch, Bosambo«, sagte er. »Was für ein Hund bin ich, daß ich es wagen könnte, meine Herren zu fragen. In ihrer Weisheit belohnen und strafen sie. Das steht geschrieben.«

Bosambo nickte. »Aber, o Herr«, sagte er hartnäckig, »mein

eigener Vetter, der die Ställe deiner Hoheit kehrt, erzählte mir heute morgen, daß du an großen Palavertagen auch Sterne und schönen Schmuck auf deiner Brust hast und vornehme bunte Bänder um den Bauch bindest. Nun sollst du mir sagen, durch wessen Gunst diese Dinge kommen.«

Sir Robert mußte lachen. »Bosambo«, sagte er feierlich, »man gab mir diese Dinge, weil ich ein alter Mann bin. Wenn nun dein Herr Sandi alt wird, so wird er diese Ehrung auch empfangen.«

Er sah die Enttäuschung in Bosambos Gesicht und fuhr fort: »Es mag auch sonst manches geschehen, was die Augen des großen Königs auf Sandi lenkt, es kann eine hervorragende Tat sein, die er ausführt, oder ein großer Dienst, den er dem obersten König erweist, denn alle solche Begebenheiten bringen hohen Rang und Ehre. Gehe jetzt zu deinem Volk zurück und erinnere dich daran, daß ich immer an dich und an Sandi denken werde, und ich weiß, daß du hierher kamst, weil du ihn liebst. Sei gewiß, daß ich eines Tages ein Buch (Buch = Brief) an meinen Herrn schreiben werde, in dem ich gut von Sandi spreche zu seinen Gunsten und zugunsten des Volkes, das ihn liebt. Das Palaver ist aus.«

Bosambo entfernte sich und war mit dem Ergebnis dieser Unterredung nicht zufrieden. Er schritt durch die große Halle, wo viele Beamte und Häuptlinge auf eine Audienz warteten. Er wandte dem großen, weißen Gebäude den Rücken und kam zu seinem Vetter, der die Ställe des Gouverneurs ausfegte. Hier in der Kühle des steinernen Hauses erfuhr er viel von Sir Robert, allerhand kleine Informationen, die man nicht gut in einer Zeitung hätte veröffentlichen können. Auch erhielt er eine ganze Menge Angaben, wie solche Ehren verliehen wurden. Nachdem er seinen armen Vetter stundenlang examiniert hatte, ließ er ihn müde und zermürbt wie eine ausgepreßte Zitrone zurück. Aber der Mann war glücklich, denn Bosambo hatte ihm ein blankes, silbernes Fünfschillingstück in die Hand gedrückt. Später jedoch

stellte sich heraus, daß es gefälscht war.

In der Nähe des Geisterflusses liegt ein tiefer Wald, der sich bis an die Grenze des Gebietes erstreckt, in dem die Zwergvölker hausen. Bäume und Sträucher bilden hier ein einziges großes Dickicht, durch das weder Weg noch Steg führt. Kein Mensch hat je die Tiefen dieses schrecklichen Waldes erforscht, denn hier hausen die wilden Tiere in ihren Zufluchtsstellen und Schlupfwinkeln und ziehen ihre Jungen auf. Moskitos schwärmen in dichten Wolken umher, und außerdem - das ist wichtiger - geht hier Bimbi um, ein mächtiger, böser Geist. Er wandert ruhelos von dem einen Ende des Waldes zum andern. Bimbi ist älter als die Sonne und fürchterlicher als irgendein anderer Dämon, denn er nährt sich von dem Mond, und in den Nächten kann man sehen, wie das große Gestirn langsam von ihm aufgefressen wird. In jeder Nacht schrumpft es mehr zusammen und wird immer kleiner und kleiner, bis schließlich überhaupt kein Mond mehr am Himmel steht. In den dunklen Nächten aber, wenn die Götter eilig ein neues Mahl für Bimbi bereiten, verschlingt der wütende Teufel die Sterne. Wie jeder kleine Akasava-Junge, der seinen Vater ängstlich an der Hand faßt, kann man dann beobachten, wie die glänzenden Meteore über den schwarzen Sammethimmel in den gefräßigen Rachen Bimbis fliegen.

Es war ein Geist, der von allen Stämmen gefürchtet wurde, von den Akasava, Ochori, Isisi, N'gombi und den Buschleuten, von den Bolengi, den Bomongo und selbst von den weit entfernten Stämmen am oberen Kongo. Auch sandten alle Häuptlinge seit unzähligen Generationen ein Opfer von Korn und Salz an den Rand des Waldes, um Bimbi zu besänftigen. Einst lagen die Isisi mit den Akasava in schwerem Kampf, und es geht die Legende, daß der Gesandte der Isisi ohne Belästigung durch die Linien der Feinde gehen durfte, um seine Gaben Bimbi zu Füßen zu legen. Nur einer auf der Welt, soweit

die Leute am Fluß wissen, sprach geringschätzig von Bimbi, und das war Bosambo von den Ochori. Er hatte keinen Respekt vor Geistern, es seien denn solche, die er selbst erfand.

Im Akasava-Distrikt ist es Sitte, ein Geisterpalaver abzuhalten, zu dem die erfahrenen Männer aller Stämme eingeladen wurden. Dieses Palaver findet in dem Dorfe Ookos an der Grenze des Waldes statt.

Eines Tages im Jahr der Fluten, als Bosambo schon einen Monat von seinem Dorfe abwesend war, kamen Boten, die voll Schrecken zu allen Hauptstädten und Dörfern der Akasava, Isisi und N'gombi-Isisi eilten und ihnen die folgende Nachricht brachten:

»Mimbimi, der Sohn des Simbo Saka, Sohn des Ogi, hat sein Haus für seine Freunde in der Nacht geöffnet, wenn Bimbi den Mond verschlingt.«

Eine Aufforderung zu einem solchen Palaver im Auftrag Bimbis durfte man nicht übersehen, aber über eine Einladung von Mimbimi mußte man zum mindesten staunen und nachdenken, denn er war eine unbekannte Persönlichkeit. Einige Schwätzer wollten zwar wissen, daß er der Häuptling eines Nomadenstammes sei, der im Herzen des Waldes lebte und ohne Unterschied die Akasava und die Isisi beraubte, aber sie kannten weder seine Nationalität noch seine Hautfarbe. Sie gehörten zu den eifersüchtigen Seelen, die weder bestätigen konnten noch wollten, daß sie nichts darüber wußten.

Niemand konnte sagen, ob er ein Räuberhauptmann oder ein rechtmäßig eingesetzter Häuptling war. Mimbimi hatte zu einem geheimen Palaver eingeladen, und die edelsten Häuptlinge mußten gehorchen.

Tukili aber, ein siegreicher Führer, ließ sich das nicht ohne weiteres gefallen. Er hätte am liebsten die Aufforderung vollständig außer acht gelassen, aber seine älteren Ratgeber glaubten an Bimbi und riefen ihn an. Sie waren sprachlos, als er

den Gedanken äußerte, dieses Palaver zu übergehen.

»Wer darf den Besieger Bosambos zu einem Palaver rufen? Bin ich nicht der große Büffel des Waldes, und beugen sich nicht alle Männer vor mir in Furcht?« fragte Tukili mit einem gewissen Recht.

»O Herr, du sprichst die Wahrheit. Aber dies ist ein Geisterpalaver, und alles Unglück kommt auf jene, die dem Ruf nicht Folge leisten.«

Sanders hörte durch seine Spione von den Aufforderungen im Namen Bimbis, und er war nicht froh darüber. In dem Lande, das er regierte, war nichts zu gering, um ernst genommen zu werden.

Zum Beispiel: Bei den unteren Ngombi herrschten Zweifel darüber, ob spitzgefeilte Zähne besser wären als natürliche. Tombini, ein Häuptling der N'gombi, hatte die Ansicht, daß die Zähne so, wie die Natur sie wachsen ließ, am besten seien, während sich B'limbini, sein Vetter, für zugespitzte Zähne entschied.

Zwei Bataillone der King Coast Rifles, eine halbe Batterie Artillerie und Sanders waren notwendig, um diese nationale Frage zu klären.

»Ich wünschte, Bosambo wäre zum Teufel gegangen, bevor er dieses Land verließ«, sagte Sanders gereizt. »Ich würde mich sicherer fühlen, wenn dieser aalglatte Strolch oben bei den Ochori säße.«

»Was macht Ihnen Sorge?« fragte Hamilton und sah von seiner Beschäftigung auf. Er drehte Zigaretten mit einer neuen Maschine, die ihm jemand von zu Hause geschickt hatte.

»Ein verteuflertes Bimbi-Palaver«, sagte Sanders. »Als das letztmal ein solches abgehalten wurde, mußte ich zwanzig Meilen weit alle Ernten auf dem rechten Flußufer verbrennen, um die Isisi zur Erkenntnis ihrer Machtlosigkeit zu bringen.«

»Dann werden Sie diesmal die Ernten auf der linken Seite niederbrennen«, meinte Hamilton sorglos, und seine geschickten Finger drehten die Silberrollen der Zigarettenmaschine weiter.

»Ich dachte, ich hätte das Land befriedigt«, sagte Sanders etwas verbittert. »Und gerade jetzt brauchte ich so dringend Ruhe.«

»Warum denn?« fragte Hamilton erstaunt. Sanders zog ein zusammengefaltetes Schreiben aus der Brusttasche seiner Uniform und reichte es ihm über den Tisch. Hamilton las:

»Sehr geehrter Herr, ich habe die Ehre, Ihnen mitzuteilen, daß Mr. Joseph Blowter, Seiner Majestät Staatssekretär der Kolonien, voraussichtlich am 30. d. Mts. an Ihrer Station ankommen wird. Ich hoffe, daß Sie ihm alle Hilfe und Unterstützung zukommen lassen werden, damit er seine Spezialstudien, in denen er eine große Autorität ist, dort betreiben kann. Ich bitte Sie, alle nachgeordneten Beamten, Inspektoren und alle Offiziere, die Truppen in Ihrem Gebiet befehligen, anzuweisen, daß sie Mr. Blowter in gleicher Weise helfen und ihm ihren Schutz angedeihen lassen.

Ich habe die Ehre usw.«

Hamilton las den Brief zweimal.

»Damit er seine Spezialstudien betreiben kann, in denen er eine große Autorität ist«, wiederholte er. »Morgen haben wir schon den Dreißigsten«, fuhr Hamilton fort, »und vermutlich bin ich einer der Offiziere, die Truppen befehligen. Ich muß also schleunigst meine wüste Soldateska in der Kunst unterrichten, Seine Exzellenz zu unterstützen.«

»Genau gesagt, sind Sie der einzige Offizier, der Truppen in diesem Lande befehligt«, sagte Sanders. »Tun Sie, was in Ihren Kräften steht. - Sie werden es kaum glauben«, lächelte er verlegen, »aber ich habe um einen sechsmonatigen Urlaub gebeten, als ich diesen Brief bekam.«

»Lieber Himmel!« sagte Hamilton, denn Sanders und Urlaub

erschieden ihm wie unvereinbare Gegensätze.

Hamilton machte sich seine Aufgabe leicht, denn er richtete es immer so ein, daß er möglichst wenig zu tun hatte. Ein kurzer Befehl an seine Ordonnanz quer über den Exerzierplatz ließ auch den Trompeter der Wache aus dem Schlaf auffahren. Lauthin tönte das Signal ›Antreten!‹.

Bald standen sechzig Haussa-Soldaten in Parade da, in der Annahme, daß sie zu einer plötzlichen Expedition ins Innere abmarschieren sollten.

»Meine Kinder!« sagte Hamilton, indem er seinen leichten Spazierstock hin und her pendeln ließ. »Es wird ein Mann der Regierung hierherkommen, der von nichts eine Ahnung hat. Es ist nun möglich, daß er durch die Wälder irrt und sich verläuft wie die Kuh des Bräutigams von dem Feld des Schwiegervaters, weil sie die neue Umgebung nicht kennt. Nun ist es eure Aufgabe, euch um seine Sicherheit zu kümmern. Ich, die Regierung und auch Sandi, euer Herr, werden dasselbe tun. Ihr dürft diesen Fremden nicht aus den Augen lassen, auch dürft ihr nicht erlauben, daß sich ihm irgendein böser Kerl nähert, ein N'gombi-Eisenhändler oder ein Fischer von den N'gar oder ein Verfertiger von hölzernen Amuletten, denn die Regierung hat gesagt, dieser Mann darf nicht beraubt werden, sondern man muß ihn sehr zuvorkommend behandeln. Und ihr von der Wache sollt ihn alle grüßen.«

Hamilton wollte durch seine drastische Redeweise keinerlei Mißachtung ausdrücken. Er hatte es mit einfachen Leuten zu tun und mußte sich einer lebendigen, bildreichen Sprache bedienen, um sich ihnen verständlich zu machen.

Die Haussa-Soldaten fanden auch nichts Unwürdiges an dem ehrenwerten Herrn, der am nächsten Morgen ankam. Er war über mittelgroß, etwas stark, genau und fein gekleidet und zwirbelte gern an seinem kleinen Schnurrbart, der schon etwas grau wurde. Er hatte schwere Augenlider und trat mit einer

gewissen Feierlichkeit auf. Allen Leuten, die irgendwie in der Nähe waren, schüttelte er lebhaft und heftig die Hände. Er hieß alle Meinungen gut, die ihm vorgetragen wurden, um ihnen gleich darauf zu widersprechen. Dies berührte eigenartig, weil man fühlte, daß er unter allen Umständen populär sein wollte. Alles in allem war er ein langweiliger Schwätzer und fiel Sanders schwer auf die Nerven. Wenn er dem Distriktsgouverneur weniger lästig gewesen wäre, hätte dieser wohl einen schärferen Protest erhoben, als der Minister den Wunsch äußerte, das Innere zu besuchen. Sanders hatte seine Wohnung geräumt und sie mit allem Komfort dem Staatssekretär zur Verfügung gestellt, der hier seinen Urlaub zu verbringen gedachte.

»Ich muß ihn schon ins Innere gehen lassen«, sagte Sanders zu Hamilton, als sich Mr. Blowter zurückgezogen hatte.

»Wie steht es mit Mimbimi?« fragte Hamilton.

»Mimbimi macht mir große Sorge - ich kenne ihn ganz und gar nicht«, sagte Sanders mit einem Stirnrunzeln. »Mein Spion Ahmet hat einen der Häuptlinge gesehen, der bei dem Palaver zugegen war, das anscheinend sehr eindrucksvoll verlaufen ist. Bis jetzt hat sich nichts zugetragen, was Maßnahmen gegen ihn rechtfertigte. Es ist möglich, daß er von dem französischen Kongogebiet gekommen ist.«

»Haben Sie irgendwelche Nachrichten von Bosambo?«

Sanders schüttelte den Kopf. »Soweit ich unterrichtet bin«, sagte er böse, »ist er nach Cape Coast Castle gegangen. Er wird viele Unannehmlichkeiten haben, wenn er zurückkommt.«

»Was würde es für ein Segen sein«, seufzte Hamilton, »wenn wir den alten Blowter der Fürsorge Bosambos anvertrauen könnten!«

Die beiden mußten herzlich lachen.

Vor vielen Jahren richteten die Ochori einen großen Mast an der Grenze des Waldes bei dem Gebirge auf und bestrichen ihn mit einer Farbe aus rotem Kamholz und Kopalgummi.

Das war eine der wenigen vernünftigen Taten der Ochori in jenen traurigen Zeiten. Der Pfahl bezeichnete die Grenze des N'gombilandes, die kein Mann der Ochori überschreiten sollte.

Man hatte alles mit viel Überlegung vorbereitet. Ein Palaver darüber dauerte von Vollmond des einen Monats bis zum abnehmenden Mond des nächsten. Man brachte Ziegenopfer dar, sprengte Blut umher und nahm Beschwörungen und Zauberriten an den sandigen Ufern vor. Alle irgendwie geeigneten Zeremonien fanden statt, ehe die Ochori in einer hellen Mondnacht den Pfosten aufrichteten.

Dann schrieben sie diesem Mast Fähigkeiten und Eigenschaften zu, die er in Wirklichkeit gar nicht besaß, kehrten wieder zu ihren Hütten zurück und vergaßen die ganze Geschichte sehr schnell. Aber obgleich die Ochori nicht mehr daran dachten, so gab es doch andere Stämme, die dieses Teufelszeichen mit großer Ehrfurcht betrachteten. Sicher aber hielt Mimbimi diesen Mast in hohen Ehren und glaubte an seine Macht. Denn dieser eben aufgetauchte Räuberhauptmann des Waldes, der die Akasava, die Isisi und selbst die N'gombi-Isisi durch seine Streifzüge beunruhigte, kam niemals über dieses Grenzzeichen. Es geht auch die Legende, daß er einmal seine schrecklichen Krieger bis an die Grenze des Landes führte und einem einfachen hohen Pfahl seine Verehrung darbrachte. Dann zog er sich wieder zu seinem Lager im tiefen Wald zurück. Seine Züge riefen aber zuweilen Gegenmaßnahmen hervor, und mancher Häuptling zog mit seinen Kriegern gegen ihn aus. Die größte Streife aber unternahm Tukili, der Häuptling der Isisi. Er machte sich mit hundert Speerleuten auf, um die Schmach zu rächen, die dieser Eindringling ihm zugefügt hatte, als er ihn zu einem Palaver aufforderte.

Tukili war ein anmaßender Mann, denn er hatte das Heer

Bosambos geschlagen. Daß Bosambo selbst dabei nicht den Befehl geführt hatte, machte für ihn keinen Unterschied aus und schmälerte den Ruhm in seinen Augen nicht. Obwohl Mimbimi seinem Gebiet keinen großen Schaden zufügte, zog dieser wilde Häuptling doch mit einer Anzahl erlesener Krieger aus, um den Kopf und die Füße des Mannes als Beute heimzubringen, der seine Hoheitsrechte zu verletzen wagte.

Was Tukilis Truppe widerfuhr, ist nicht genau bekannt. Alle Männer, die aus dem Hinterhalt Mimbimis entkamen, gaben später verschiedene Berichte darüber, und jeder war von der Wahrheit seiner Erzählung überzeugt. Es stand nur fest, daß sie ihr Leben retteten. Tukili selbst kehrte nicht zurück, und die Körperteile, die er vom Rumpfe seines Feindes hatte trennen wollen, wurden ihm selbst abgeschnitten. Eines Morgens fanden sie seine erschrockenen Untertanen vor den Toren ihrer Stadt.

Von Zeit zu Zeit entstanden Streitigkeiten, die leicht zu einem Kriege führen konnten. Die Stämme sandten dann gewöhnlich ihre Klagen zu Sanders und überließen es ihm, die Sache in Ordnung zu bringen. Man kann aber nicht eine Armee gegen ein Dutzend Häuptlinge ausschicken, die einen Guerilla-Krieg führen. Diese Erfahrung machten die Engländer einige Jahre vorher in einem Land, das südlich von Sanders' Gebiet lag. Hätte Mimbimis Tätigkeitsfeld an den Fluß begrenzt, so hätte ihn Sanders bald gefaßt, denn am Fluß kann man einen Räuber leicht fangen, weil er im Wald verhungern würde. Auch wenn er dorthin fliehen würde, müßte er doch zum Wasser zurückkehren, um sein Leben zu fristen.

Aber hier hatte man es anscheinend mit einem Häuptling zu tun, der im Walde lebte und keine Berührung mit dem Strom suchte. Er gab sich damit zufrieden, in den Schlupfwinkeln des Busches zu hausen.

Sanders sandte drei Späher aus, um seine Lager auszukundschaften. Er selbst aber widmete sich einer näherliegenden Aufgabe, nämlich seinem Gast, dem

Kolonialminister. Mr. Joseph Blowter hatte sich dazu entschlossen, eine Reise in das Innere zu unternehmen, und man stellte ihm die ›Zaire‹ zur Verfügung. Wie ein Geschenk des Himmels kam die Nachricht von einem Streitfall in dem Buschland, sechzig Meilen von der Residenz entfernt, so daß Sanders und Hamilton der Notwendigkeit enthoben wurden, ihren Besuch zu begleiten. Mr. Blowter reiste also nur in einer Begleitung von zwanzig Haussa-Soldaten ab. Das war in diesen friedlichen Zeiten mehr als genug.

»Was machen Sie nur mit Mimbimi?« fragte Hamilton leise, als sie an dem betonierten Anlegeplatz standen und beobachteten, wie die ›Zaire‹ zur Mitte des Stromes fuhr.

»Er ist wahrscheinlich ein Buschmann«, sagte Sanders kurz. »Er wird nicht zum Strom kommen und hält sich außerdem vom Ochoriland fern. Und unser Freund Blowter sucht doch gerade die Ochori. Ich wüßte nicht, wie er deshalb in Ungelegenheiten kommen sollte.«

Trotzdem telegraphierte Sanders vorsichtigerweise dem Gouverneur nicht nur die Abfahrtszeit des Ministers, sondern auch alle Sicherheitsmaßnahmen, die er für ihn getroffen hatte. Auch teilte er ihm mit, warum weder er noch Hamilton ihn auf seiner Reise ins Innere begleiten konnten.

»Alles in Ordnung«, telegraphierte Bob zurück, und das genügte Sanders.

Es ist unnötig, von den Erlebnissen des Mr. Blowter im einzelnen zu berichten. Er hielt jedes Dorf für eine Stadt und jede Stadt für ein Land und legte überall an, wo es nur möglich war. Er sprach lange und geläufig zu den Eingeborenen über die Segnungen der Zivilisation und den Ruhm der britischen Flagge - er hatte einen Dolmetscher mit. Er kam auch auf das Korbflechten und auf den Fischfang zu sprechen und zeigte dann den Leuten am Strom, wie man Fische mit Fliegen fangen könne. Aber er hatte nicht den geringsten Erfolg.

Im Laufe der Zeit kam er glücklich bei dem Ochorivolk an und wurde von Notiki empfangen, der sich inzwischen die Würde eines Oberhäuptlings angeeignet hatte. Er übte sein Amt aus, war aber bereit, jeden Augenblick zu fliehen, wenn Bosambos Boot um die Flußbiegung kommen sollte. Sanders hatte Mr. Blowter besonders eingeschärft, unter keinen Umständen an Land zu schlafen. Er nannte ihm viele Gründe: Es bestehe die Gefahr, daß er sich Beriberi hole; die Schlafkrankheit sei weitverbreitet, und es gäbe viele Moskitos und andere Insekten, die man höflicherweise nicht beim Namen nennen könne.

Aber Notiki hatte eine neue Hütte gebaut, und zwar besonders für seinen Gast, wie er sagte. Mr. Blowter, der sich durch diese Aufmerksamkeit geehrt fühlte, übertrat zum erstenmal Sanders' Verbot, verließ die bequeme Kabine, in der er während seiner Reise wohnte, und schlief in der neuen Umgebung einer Eingeborenenhütte.

Wie lange er dort lag, kann nicht berichtet werden. Er wachte plötzlich auf, als er eine harte Hand an seiner Kehle fühlte, und eine wütende Stimme ihm etwas ins Ohr flüsterte, was er ganz richtig als eine Warnung und Drohung auffaßte.

Auf alle Fälle betrachtete er es als Aufforderung, sich ruhig zu verhalten, und gab in seiner Todesangst auch keinen Laut von sich. Drei Männer ergriffen ihn, banden ihn mit Stricken fest, steckten ihm einen Knebel in den Mund und zogen ihn dann vorsichtig durch ein Loch, das sie in die Wand der neuen Ehrenhütte Notikis gemacht hatten. Vor der Hütte war eine Haussa-Schildwache aufgestellt, aber sie wachte nicht auf, als Mr. Blowter entführt wurde.

Die Leute, die den Minister gefangengenommen hatten, brachten ihn auf Schleichwegen zum Fluß, legten ihn in ein Kanu und ruderten in großer Eile zum anderen Ufer. Sie brachten das Boot an Land, nahmen ihn mit sich und verschwanden im Wald. Auf ihrem Wege trafen sie einen Jäger,

der über Nacht einem Leoparden aufgelauert hatte. In der Dunkelheit redete der Häuptling, der Mr. Blowter mit sich schleppte, den bestürzten Mann an.

»Gehe zur Stadt der Ochori und sage: Mimbimi, der große Häuptling, der Herr des Waldes von Bimbi, sendet Nachricht, daß er den dicken weißen Mann genommen hat, um ihn bei sich zu behalten und ihn zu seinem Vergnügen mit sich zu führen.«

Aus all den vielen Aktenstücken und Briefen, die später veröffentlicht wurden, ging hervor, daß Sanders Mr. Blowter davor gewarnt hatte, eine Reise ins Innere zu machen. Auch der zuvorkommende Sir Robert hatte diesbezüglich seine größten Bedenken geäußert. Selbst die Regierung sandte ein langes, teures Telegramm von Downing Street, in dem sie energisch darauf hinwies, im Augenblick wäre eine Reise in das Ochoriland nicht wünschenswert, da die öffentliche Meinung dagegen sei.

Die übereilten Bemühungen einiger Zeitungen, den Distriktsgouverneur Sanders und seinen direkten Vorgesetzten zu tadeln und dafür verantwortlich zu machen, daß eine so bedeutende Persönlichkeit wie Mr. Blowter geraubt worden war, konnten nur durch die vollständige Unkenntnis der näheren Umstände entschuldigt werden.

Sanders fühlte sich jedoch schuldig, wie es jeder gewissenhafte Mann tun wird, der die Macht hat, einen Unglücksfall zu verhindern.

Brieftauben, die kleinen, treuen Diener der Regierung, flatterten nach Osten, Süden und Norden. Ein Missionsdampfer wurde in aller Eile requiriert, und Sanders eilte zum Tatort.

Bevor er abfuhr, telegrafierte er nach allen nur irgendwie denkbaren Küstenplätzen an Bosambo.

»Wenn dieser vagabundierende Teufel sein Land nicht verlassen hätte, wäre das nie geschehen«, sagte Sanders gereizt. »Er muß unter allen Umständen zurückkommen und mir helfen,

den Verlorenen wiederzufinden.«

Aber bevor eine Antwort auf seine Depeschen kommen konnte, hatte er sich schon an Bord begeben. Er tat auch gut daran, auf keine Antwort zu warten, denn nicht eine war befriedigend. Bosambo blieb anscheinend unerreichbar. Von Sierra Leone kam sogar die aufsehenerregende Nachricht, daß er sich nach England eingeschifft und die Absicht ausgesprochen habe, dort eine hohe Persönlichkeit aufzusuchen.

Wenn Sanders in treuer Pflichterfüllung am Fieber oder unter der Folter der in solchen Dingen erfahrenen Akasavaneger gestorben wäre, hätte die Londoner Presse ein paar Zeilen gebracht, die sein Lebenswerk würdigten oder von der schrecklichen Art berichteten, wie er ums Leben gekommen war.

Aber ein Kabinettsminister, der von einem wilden Stamm gefangengesetzt worden war, gab Zeitungsleuten die weitgehendsten Möglichkeiten für große, schreiende Überschriften. Sicher war dies eine aufregende Neuigkeit für den englischen Leser, der es liebt, schon beim Frühstück eine Sensation zu erleben. England wurde durch dieses unerwartete Ereignis bis in seine tiefsten Tiefen aufgerüttelt. Denn es war etwas ganz Ungewöhnliches, daß ein Kolonialminister in die Gefangenschaft der Kannibalen geriet, und außerdem war Mr. Blowter sehr populär in England und spielte da eine wichtige Rolle.

Zum erstenmal in der Geschichte waren die Augen der ganzen Welt auf Sanders' Gebiet gerichtet, und die Presse aller Länder widmete dem geraubten Minister ganze Spalten, weil man ihn so gut kannte. Etwas mehr oder weniger ungenau waren die Artikel, die sich mit dem Manne beschäftigten, der ihn wiederfinden sollte.

Auch Bosambo, der sich auf einer Reise nach England befinden sollte, wurde in den Zeitungen erwähnt. In Plymouth

wartete sogar eine kleine Flotte von Motorbooten mit den Vertretern der Presse auf den ankommenden Postdampfer. Aber zu ihrem größten Bedauern mußten sie erkennen, daß er nicht an Bord war.

Glücklicherweise erfuhr Sanders zunächst nichts von dem Sturm, den das Verschwinden des Ministers hervorgerufen hatte. Natürlich wußte er, daß man darüber sprechen würde, und er sah in düsteren Visionen schon die langen Rapporte vor sich, die er würde schreiben müssen. Es wäre ihm wohler zumute gewesen, wenn Mimbimi irgendeiner der umherwandernden Häuptlinge gewesen wäre, die er von Zeit zu Zeit traf und die ihm bekannt waren. Mimbimi war wirklich ein Teufelskerl, dem nicht beizukommen war.

Auch in den Städten und Dörfern, die Mimbimi besucht hatte, konnte er nicht mehr erfahren, als er schon wußte. Einige erzählten ihm, daß der Häuptling groß und hager sei, geschwollene Knie und eine Wunde am Fuß habe, so daß er hinke. Andere berichteten wieder, daß er ein kleiner, häßlicher Mann sei mit einem großen Kopf und kleinen Augen und daß seine Stimme wie der Donner schalle.

Sanders verschwendete keine Zeit durch nutzloses Nachfragen. Er schickte einen ganzen Schwarm von Spähern und Treibern in den Wald von Bimbi und begann eine regelrechte Treibjagd. Er gönnte sich tagsüber nur wenige Stunden Schlaf, wenn sich Gelegenheit dazu bot. Aber obgleich seine Streifen bis zu den Grenzen des Ochorigebietes auf der rechten Seite und des Isislandes auf der linken vorstießen und obgleich er Gegenden durchwanderte, die man bisher als undurchdringlich angesehen hatte, weil gewisse Teufel die Gegend unsicher machten, fand er doch keine Spur von dem Menschenräuber. Denn dieser brach nachts durch Sanders' Linien. Er schleppte immer noch ein Mitglied der britischen Regierung mit sich herum; Mimbimis Leute hatten ein dickes Tau um Mr. Blowter gelegt und zogen ihn daran weiter.

Nach und nach erreichten Sanders Nachrichten, lange Telegramme, die man ihm von der Residenz aus mit schnellen Booten nachschickte oder durch Taubenpost übermittelte. Es waren aufgebrauchte, leidenschaftliche und verärgerte Botschaften von der Regierung und den vielen Freunden und Verwandten des geraubten Mannes. Hamilton kam mit einer Verstärkung nach, aber auch dadurch konnte man keinen Erfolg erzielen.

»Er ist verschwunden, als ob ihn der Erdboden verschlungen hätte! O Mimbimi, wenn ich dich jetzt fassen könnte!« sagte Sanders.

»Sie würden ihm sicher übel mitspielen«, meinte Hamilton beruhigend. »Aber unser guter Freund muß sich doch irgendwo aufhalten! Glauben Sie, daß er den armen, alten Mann ums Leben gebracht hat?«

Sanders schüttelte den Kopf.

»Der Himmel mag wissen, was er mit ihm angefangen hat!«

In diesem Augenblick erschien ein Bote. Die »Zaire« war an dem Ufer des oberen Isisilandes, an der Grenze des Bimbi-Waldes, vertäut. Die Haussa hatten ein Biwak am Ufer aufgeschlagen. Ihre roten Feuer glühten in der hereinbrechenden Dunkelheit.

Der Bote kam kühn vom Walde her. Er zeigte nicht die geringste Furcht vor den Soldaten, ging mitten durch ihr Lager hindurch und winkte mit einem langen Stock wie ein Kapellmeister seinen Musikern. Als der Wachtposten an der Landungsbrücke sich von seinem Schrecken über die unerwartete Erscheinung erholt hatte, nahm er den Mann fest und führte ihn vor den Distriktsgouverneur.

»O Mann«, sagte Sanders, »woher bist du, und woher kommst du? Sage mir schnell deine Botschaft!«

»O Herr«, antwortete der Mann gewandt, »ich bin der Führer von Mimbimis Leuten.«

Sanders sprang von seinem Stuhl auf. »Mimbimi?« fragte er schnell. »Sage mir, welche Nachricht du von diesem Dieb und Räuber bringst!«

»O Herr, Mimbimi ist kein Dieb, er ist ein hoher Fürst!«

Sanders sah ihn durchbohrend an. »Es scheint mir, daß du ein Ochori bist!«

»O Herr«, sagte der Bote, »früher war ich ein Ochori, aber jetzt bin ich bei Mimbimi, und ich bin der Anführer seiner Leute. Ich folge ihm durch alle Gefahren, deshalb gehöre ich keinem Volk und keinem Stamm mehr an - wa! O Herr, höre meine Botschaft!«

Sanders nickte. »Sprich schnell, Bote Mimbimis, und laß deine Nachricht gut für mich sein!«

»O Herr«, sagte der Mann, »ich komme von dem großen Fürsten der Wälder, der das Leben aller in seinen beiden Händen hält und nichts Lebendiges fürchtet, weder Teufel noch Bimbi, noch die Geister, die in der Nacht umherstreifen, noch die großen Drachen in den Bäumen...«

»Sage mir rasch deine Botschaft«, unterbrach ihn Sanders böse, »denn ich habe eine Peitsche, die schärfer zubeißt als die Drachen in den Bäumen und sich schneller bewegt als M'shimbain'shamba!«

Der Mann nickte. »So spricht Mimbimi«, fuhr er fort. »Gehe zu der Stelle nahe dem Krokodilfluß, wo Sandi sitzt, und sage ihm, daß der Häuptling Mimbimi ihn liebt, und weil er ihn liebt, wird Mimbimi etwas Großes für ihn tun. Aber bevor ich nun seine größte Botschaft sage, mußt du ein Buch von meinen Worten machen.«

Sanders zog die Augenbrauen zusammen, denn es war eine ungewöhnliche Forderung von einem Eingeborenen, daß seine Botschaft niedergeschrieben werden sollte.

»Schreiben Sie es bitte auf«, wandte er sich an Hamilton.

»Aber warum er das verlangt, kann ich mir nicht vorstellen. Also sprich weiter, Bote!« sagte er schon milder. »Denn du siehst, daß mein Herr Hamilton ein Buch macht.«

»So spricht mein Herr Mimbimi: Weil er Sandi liebt, wird er ihm den fetten weißen Mann geben, den er mit sich genommen hat, und er fordert dafür kein Elfenbein oder Salz als Bezahlung, sondern er tut dies, weil er Sandi liebt und weil er ein gerechter und vornehmer Häuptling ist. Deshalb übergebe ich nun den dicken Mann in deine Hände.«

Sanders staunte.

»Sprichst du die Wahrheit?« fragte er ungläubig.

Der Mann nickte.

»Wo ist denn der fette Mann?« fragte Sanders. Es war jetzt nicht der Augenblick, um höfliche und zeremonielle Phrasen über einen Minister auszutauschen.

»O Herr, er ist im Walde und weniger von dir entfernt als das nächste Dorf. Dort habe ich ihn an einen Baum gebunden.«

Sanders eilte über die Landungsbrücke, durch die Reihen der erschreckten Haussa, und zog den Boten am Arm mit sich. Hamilton folgte mit den schnell alarmierten Soldaten.

Man fand Joseph Blowter nach allen Regeln der Kunst an einen Gummibaum gebunden, einen hölzernen Knebel im Mund, der ihn am Sprechen und Rufen hindern sollte. Er fühlte sich entsetzlich unglücklich. In größter Eile lösten sie seine Fesseln, nahmen ihm das Holzstück aus dem Munde und führten den stöhnenden Minister zur ›Zaire‹, indem sie ihn halb trugen.

Er erholte sich aber schnell und konnte schon am Abend an der Tafel erscheinen. Er erzählte von seinen vielen Abenteuern und neigte natürlich dazu, die Gefahren zu übertreiben. Es ist jedoch entschuldbar, daß er aufs höchste über den Häuptling empört war, der ihn durch so viele teils wirkliche, teils eingebildete Fährnisse geführt hatte. Aber vor allem war er

Sanders dankbar.

Er gab sofort zu, daß er durch keinen Fehler des Distriktsgouverneurs in diese entsetzliche Lage gekommen war.

»Ich kann Ihnen nicht sagen, wie traurig ich über all diese Vorkommnisse bin«, sagte Sanders.

Nach dem Abendessen fühlte sich Mr. Blowter, der stark abgenommen hatte, bedeutend wohler. Er begann sein ganzes Abenteuer allmählich mit Humor zu betrachten. »Etwas habe ich erfahren, die Achtung, die diese Leute im Lande vor Ihnen haben. Jedesmal, wenn ich zu diesem Teufelskerl von Ihnen sprach, verneigte er sich tief, ebenso alle Männer, weil sie Sie so sehr verehren.«

Sanders blickte erstaunt auf. »Das ist mir eine große Neuigkeit«, sagte er trocken.

»Es ist nur Ihre Bescheidenheit, mein Freund.« Ein wohlwollendes Lächeln ging über die Züge des Ministers. »Ich weiß es sehr wohl zu würdigen, daß ich nur Ihrem großen Ansehen unter den Eingeborenen meine Befreiung von dieser Mörderbande zu verdanken habe.«

Am nächsten Morgen fuhr er mit der ›Zaire‹ stromabwärts. Der Dampfer konnte die vielen Haussa-Soldaten kaum mit sich führen.

»Wenn es nach mir gegangen wäre, hätte ich eine Abteilung in den Wäldern zurückgelassen«, sagte Sanders. »Ich werde nicht eher ruhen, bis ich diesen Räuber Mimbimi gefaßt habe!«

»Ich würde die Sache nicht auf die Spitze treiben«, meinte Hamilton trocken. »Der bloße Klang Ihres Namens scheint ja ebenso mächtig zu sein wie meine Haussa-Soldaten.«

»Bitte, werden Sie nicht ironisch!« sagte Sanders scharf. Er war sehr empfindlich in diesen Dingen. Trotzdem freute er sich, daß die Geschichte gut ausgegangen war. Er erhielt viele Glückwunschtelegramme, nicht nur vom Gouverneur, sondern

auch aus allen Teilen Englands.

»Wenn ich wenigstens noch etwas dazu getan hätte, den Minister zu befreien, würde ich nichts dagegen sagen!«

»Aber das ist doch gerade das Schöne daran«, lächelte Hamilton. »Wenn Sie etwas brauchen, dann kriegen Sie es nicht - und wenn Sie es nicht brauchen, dann kommt es in Wagenladungen an. Sie müssen die Feste feiern, wie sie fallen!«

Sie verabschiedeten sich von Mr. Blowter an der Meeresküste. Das Landungsboot wartete schon, um ihn zu dem Postdampfer zu bringen, der bei dieser Gelegenheit geflaggt hatte.

»Ich habe noch eine Frage, die ich an Sie stellen möchte«, bemerkte Sanders. »Können Sie mir vielleicht Mimbimi so beschreiben, daß ich ihn wiedererkennen kann? Er ist mir bis jetzt vollkommen unbekannt.«

Mr. Blowter zog die Stirn in Falten und dachte nach.

»Das ist schwer, alle Eingeborenen sind für mich gleich«, sagte er langsam. »Aber er ist sehr groß, von annehmbarer Gestalt und sieht für einen Eingeborenen gut aus. Außerdem spricht er viel.«

»So, er spricht viel?« sagte Sanders schnell.

»Auch kann er etwas englisch reden«, sagte der Minister. »Anscheinend hat er auch Religionsunterricht gehabt, denn er sprach immer von Marki und Luki und den verschiedenen Aposteln vielleicht ist er auf einer Missionsschule gewesen.«

»Marki und Luki?« murmelte Sanders. Ein Licht ging ihm auf. »Ich danke Ihnen vielmals. Sagten Sie nicht auch, daß er sich tief verneigte, wenn mein Name genannt wurde?«

»Das tat er stets«, lächelte der Minister.

»Vielen Dank!« Sanders drückte Mr. Blowter die Hand zum Abschied.

»Mr. Sanders!« Blowter wandte sich in dem Boot noch

einmal um. »Ich vermute, daß Sie bereits wissen, daß Ihnen das Ritterkreuz des St.-Michael- und St.-Georg-Ordens verliehen worden ist?«

»Ritterkreuz des -?« stammelte Sanders und wurde rot.

»Diese Ehrung macht Ihnen sicherlich nicht viel aus, da Sie Ihrem Vaterland einen so großen Dienst erwiesen haben«, sagte Mr. Blowter selbstzufrieden und bedeutungsvoll. »Aber die Regierung fühlt, daß es das Wenigste ist, was sie für Sie tun muß, nachdem Sie sich so unendlich viel Mühe um mich gemacht haben. Man hat mich auch gebeten, Ihnen mitzuteilen, daß man sich Ihrer in Zukunft gern erinnern wird.«

Er ließ Sanders wie eine Salzsäule am Strande zurück. Hamilton gratulierte ihm zuerst.

»Mein lieber Freund, wenn jemals ein Mann den St.-Michael- und St.-Georg-Orden verdient hat, dann sind Sie es!«

Es würde nicht der Wahrheit entsprechen, zu sagen, daß Sanders sich nicht freute. Sicherlich war er nicht beglückt über die Art und Weise, wie er zu dem Orden gekommen war. Aber er wußte ja, wie Regierungen handelten, und nahm es als Belohnung für all seine bisherigen Dienste. Schweigend ging er zur Residenz zurück. Hamilton schritt an seiner Seite.

»Übrigens habe ich eben eine Taubenpost vom oberen Strom erhalten. Bosambo ist zu den Ochori zurückgekehrt. Haben Sie eine Ahnung, wie er dorthin gekommen ist?«

»Ja«, sagte Sanders und lächelte grimmig. »Ich glaube, ich muß Bosambo in kürzester Zeit sprechen.«

Aber diesen Plan führte er nicht aus, denn am selben Abend kam ein Telegramm von Bob.

»Ihr Urlaub ist genehmigt. Hamilton wird während Ihrer Abwesenheit als Stellvertretender Distriktsgouverneur die Geschäfte führen. Ich schicke Leutnant Francis Augustus Tibbetts, um den Befehl über die Haussa-Abteilung zu

übernehmen.«

»Wer, zum Teufel, ist Francis Augustus Tibbetts?« fragten Sanders und Hamilton zu gleicher Zeit.

Captain Hamilton

Sanders wandte sich zur Reling und schaute nachdenklich auf die niedrige Küste. Er konnte eine Ecke der weißen Residenz sehen, die durch die dünnen Isisipalmen am Ende des großen Gartens lugte. Von hier aus erschien er ihm wie ein dunkelgrüner Fleck auf gelbem Untergrund.

»Ich gehe sehr ungern fort, wenn es auch nur für sechs Monate ist«, sagte er.

Hamilton hatte lachende blaue Augen und ein Gesicht, das die Farbe dunklen Eichenholzes zeigte. Er war schlank, gesund und lebensfroh. Aber jetzt piff er angestrengt, um seinen Schmerz über diesen Abschied zu verbergen.

»Aber ich komme schon wieder«, fuhr Sanders fort. »Ich hoffe, daß während meiner Abwesenheit alles gutgehen wird.«

»Wie kann es gutgehen?« fragte Hamilton höflich. »Wie können die Isisi leben oder die Akasava ihre schauerhaften Kartoffeln pflanzen oder die Sonne scheinen oder der Strom fließen, wenn Sandi Stani nicht mehr im Lande ist?«

»Ich würde mich nicht beklagen«, sagte Sanders und überhörte die leise Ironie des andern, »wenn sie einen alten, erfahrenen Mann an meine Stelle gesetzt hätten, aber so einen Dickkopf von Soldaten -«

»Wir danken Ihnen«, sagte Hamilton mit einer Verbeugung.

»- mit wenig oder gar keiner Erfahrung -«

»Eine unverschämte Lüge, eine infame Verleumdung«, murmelte Hamilton.

»Einen solchen Mann an meine Stelle zu setzen!« Sanders schob den Tropenhelm in den Nacken, um besser zum Himmel emporschauen zu können.

»Schrecklich! Schrecklich!« sagte Hamilton. »Und ich scheine jetzt das strenge Auge meines Vorgesetzten auf mich gelenkt zu haben, da er wünscht, mich ein wenig in Bewegung zu bringen. Leben Sie wohl, mein Lieber!«

Seine kräftige Hand schüttelte Sanders' Rechte krampfhaft.

»Leben Sie wohl!« sagte Sanders leise. Er legte die Hand auf Hamiltons Schulter, als sie den Seitengang entlanggingen. »Achten Sie mir auf die Isisi und auf Bosambo - vor allem auf Bosambo, er ist ein tüchtiger, aber ein unzuverlässiger Teufel.«

»Ich werde schon mit ihm fertig werden«, sagte Hamilton fest, als er das Fallreep hinunterging, um in das Boot einzusteigen, das unten rollte und stampfte.

»Ich gehe nun wirklich fort!« Sanders lachte gequält.

Er sah, wie alle Haussa noch zu dem vorderen Ende des Bootes kamen, er sah die feierlichen Gesichter der Ruderer, die ihre nackten Rücken beugten, als sie kräftig in die schweren Riemen griffen. Der Gedanke, daß Hamilton nun mit ihnen zu dem vertrauten Leben zurückkehrte, zu diesen ihm so lieben Tagen voller Mühe und Arbeit für seine Eingeborenen, machte ihm das Herz schwer. Er hustete und schwor sich selbst einen heiligen Eid.

»O Sandi«, rief der Anführer der Bootsleute, als sie langsam über die klare, grüne Dünung fuhren, »denke an uns, deine Diener!«

»Mann, das werde ich tun!« Sanders konnte nicht mehr sprechen. Er ging schnell nach unten und schloß sich in seine Kabine ein.

Hamilton saß an der Spitze des Bootes und summite eine Melodie vor sich hin. Es war ihm feierlich zumute, denn in seiner Tasche steckte ein amtliches Schreiben mit großem, rotem Siegel, das so begann: »Unserem verdienstvollen Patrick George Hamilton, Leutnant unseres 133. Königlichen Hertford-Regiments, abkommandiert zum Dienst bei unserem 9. Haussa-

Regiment, Gruß zuvor -« Es war sein Captain-Patent.

»Master«, sagte sein Kru-Diener, der ihn an Land erwartete, »du jetzt wohnen dem großen Haus?«

»Ja, ich wohne dort.«

»Dem großen Haus« war die Residenz, wo der Stellvertretende Distriktsgouverneur seinen Wohnsitz nehmen mußte, wenn er die Würde seines Amtes wahren wollte.

Hamilton betrachtete eine kleine Fotografie von Sanders, die auf dem Tisch stand.

»Wir wollen den Himmel bitten, daß diese schmähhlichen Eingeborenen sich ruhig verhalten, bis du zurückkommst, lieber Sanders«, sagte er ernst zu sich selbst, »denn Gott weiß, was für Mühe ich bis dahin haben werde!«

Der nächste Postdampfer brachte Francis Augustus Tibbetts, Leutnant der Haussa, munter wie der Teufel, lang und gerade aufgeschossen. Die Haare trug er aus der Stirn zurückgebürstet, und sein Gesicht war mit einer sonnenverbrannten Nase geziert. Er kam mit einer großen Menge von Gepäckstücken an und hatte alle Untugenden eines jungen Londoners.

»Ich fürchte, Sie finden bald heraus, daß ich ein Esel bin, Sir«, sagte er zu Hamilton und grüßte militärisch. »Ich bin gerade erst hier an der Küste angekommen. Energie habe ich für drei, aber mit dem Verstand ist es noch nicht weit her.«

Hamilton, der seinen neuen Untergebenen durch das Monokel betrachtete, lächelte ihn wohlwollend und vergnügt an. »Seien Sie ruhig, ich bin auch kein Walfisch an Weisheit - wie ist Ihr Name?«

»Francis Augustus Tibbetts, Sir.«

»Ich werde Sie ›Bones‹ nennen«, sagte Hamilton entschieden. Leutnant Tibbetts salutierte.

»Auf der Kriegsschule in Sandhurst hieß ich nur ›Conk‹«, versuchte er vorzuschlagen.

»Bones«, beharrte Hamilton, und dabei blieb es.

»Also dann, Bones, alter Schiffer«, sagte Leutnant Tibbetts. »Und nun ist diese ganze schreckliche Vorstellung vorüber, und wir wollen eine Flasche Wein trinken, um die Sache zu feiern.«

Und dann tranken sie eine Flasche.

Sie verbrachten einen sehr vergnügten Abend miteinander, aßen gebratenes Huhn und wohlschmeckende Kartoffeln, eine süße Kokosspeise und Reispudding. Hamilton sang mit seinem hohen Bariton: »Wer möchte nicht Soldat sein in dem Heer?«, und auf Aufforderung gab er noch »Mein Herz ist im Hochland« zu. Leutnant Tibbetts zeigte eine lebensechte Imitation des Komikers Frank Tinney, die nicht nur seinen Vorgesetzten, sondern auch zweiundvierzig Haussa zum Lachen brachte, die heimlich durch die verschiedenen Tür- und Fensterspalten schauten.

Bones war der Sohn eines Mannes, der eine bedeutende Stellung an der Küste eingenommen hatte. Obgleich er seine Erziehung in England genossen hatte, besaß er doch den unschätzbaren Vorteil, die Sprache der Eingeborenen gründlich zu kennen, und zwar nicht nur durch seinen Vater, sondern auch durch zwei eingeborene Diener, mit denen er aufgewachsen war.

»Ich hoffe, wir haben eine telegrafische Verbindung mit der Zentralverwaltung«, fragte Bones, bevor sie sich trennten.

»Sicher, mein Lieber«, antwortete Hamilton. »Wir haben sie extra legen lassen, als wir von Ihrer Ankunft hörten.«

»Reden Sie keinen Humbug«, lachte Bones. »Ich habe nämlich ein paar Dutzend Wetten auf Rennen abgeschlossen, und ein guter Kamerad von mir, er heißt Goldfinder, ein seltener und feiner Vogel, hat mir mit Eid versprochen, mir zu telegrafieren, wenn eines von meinen Pferden herauskommt. Glauben Sie, daß ich richtig getippt habe?«

»Ich glaube nicht einmal, daß Sie auf eine Kuh richtig tippen«, sagte Hamilton. »Gehen Sie schlafen!«

»Sehen Sie mal, Ham -«, begann Leutnant Bones.

»Zu Bett, Sie ungehorsamer Teufel!« befahl Hamilton entschieden.

Und währenddessen begannen bei den Akasava Unruhen.

Kaum hatte Sanders das Land verlassen, als die Lokoli der unteren Isisi diese Nachricht auch schon weitergaben. Stromauf und stromab, von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt, über den Fluß, selbst zu den ruhigen Tiefen des Waldes wurde die Botschaft getragen.

N'gori, der Häuptling der Akasava, hatte eine Klage gegen die Regierung wegen einer Geldstrafe, die ihm auferlegt war, weil er die gesetzmäßige Steuer nicht eingesammelt hatte. Er wartete nur auf die Kunde von Sanders' Abreise. Dann ließ er durch die Signaltrommeln sein Volk zu einem ›Tanz von vielen Tagen‹ zusammenrufen. Aber ein ›Tanz von vielen Tagen‹ bedeutete Speer, und Speer bedeutete Unruhe. Bosambo hörte die Nachricht in der Stille der hereinbrechenden Nacht, sammelte schleunigst fünfhundert seiner Krieger, fegte im Morgengrauen den Strom hinunter zur Akasavastadt und nahm dem schlaftrunkenen N'gori zweitausend Speere weg.

Ernüchtert wachten die Akasava am Morgen auf, rieben sich die Augen und fanden überall fremde Ochoriwachen in den Straßen verstreut. Bosambo, in ein königsblaues Tisch Tuch eingehüllt, das mit goldenen Fransen besetzt war, stolzierte majestätisch durch die Straßen der Stadt.

»Dieses tue ich«, sagte er zu dem erschrockenen N'gori, »weil mein Herr Sandi mich eingesetzt hat, um des Königs Frieden hier zu halten.«

»O Herr Bosambo«, sagte der traurige Häuptling, »was für einen Frieden breche ich denn, wenn ich meine jungen Leute und Mädchen zum Tanz zusammenrufe?«

»Deine jungen Männer sind Diebe, und es steht geschrieben, daß die Mädchen der Akasava in zehntausend Monaten einmal

heiraten«, sagte Bosambo ruhig. »Und bedenke, N'gori, du sprichst zu einem weisen Mann, der genau weiß, daß deine Trommelsignale Krieg bedeuten.«

Ein langes, bedeutsames Schweigen folgte.

»Nun, Bosambo«, sagte N'gori nach einiger Zeit, »du hast meine Lanzen genommen, und deine jungen Leute halten die Straßen und den Fluß bewacht. Was hast du eigentlich vor - willst du so lange hier warten, bis Sandi zurückkehrt und es wieder ein Gesetz im Lande gibt?«

Aber diese Frage zu beantworten ging selbst über das Vermögen Bosambos. Er hatte ein kriegerisches Volk überfallen und in Überraschung und Verwirrung dessen bewaffnete Macht gebrochen. Aber was nun geschehen sollte, hatte er selbst noch nicht bedacht.

»Ich gehe in meine Stadt zurück«, sagte er schließlich.

»Und meine Speere?«

»Die gehen mit mir!«

Sie schauten einander in die Augen. Bosambo hatte eine große, schöne Gestalt, N'gori war zusammengeschrumpft, und viele Altersfalten durchzogen seine Stirn.

»O Herr«, sagte N'gori milde, »wenn du meine Speere nimmst, überantwortest du mich mit gebundenen Händen meinen Feinden. Wie kann ich meine Dörfer vor den Überfällen der bösen Isisi schützen?«

Bosambo sog den Atem durch die Nase ein - ein sicheres Zeichen, daß ihn diese Frage in Verlegenheit brachte. Denn alles, was N'gori sagte, entsprach der Wahrheit. Aber wenn er ihm die Speere zurückgab, bereitete er sich selbst Ungelegenheiten. Plötzlich kam ihm ein guter Gedanke.

»Wenn böse Leute dich angreifen, dann sollst du mich zu Hilfe rufen, und ich werde mit meinen jungen Kriegern kommen. Das Palaver ist aus.«

N'gori mußte sich wohl oder übel mit dieser Entscheidung zufriedengeben. Er stand am Ufer, als Bosambos Krieger abfuhren, und sah, wie die Ruderer auf Bündeln von gestohlenen Speeren saßen. Als Bosambo außer Sicht war, ließ er alle Dinge in seiner Stadt, die er im Tauschhandel verwerten konnte, sammeln und sandte zehn beladene Kanus zur Grenze des N'gombilandes. Denn die N'gombi sind berühmte Waffenschmiede und können besonders gute Speere verfertigen. Auch haben sie immer einen Vorrat zum Verkauf, der aber wohlverborgen ist gegen eventuelle Überfälle.

Einen Monat lang wurde nun eine Komödie aufgeführt, die Hamilton vollständig verborgen blieb. Drei Tage, nachdem Bosambo im Triumph in seine Stadt zurückgekehrt war, kam plötzlich ein dringender Hilferuf - dumpf und schrecklich tönten die Lokoli, und als der Wächter in der Ochoristadt die Nachricht erhielt, weckte er Bosambo mitten in der tiefsten Nacht auf.

»O Herr, eine schnelle Botschaft kam von den Akasava, sie werden von ihren Feinden bedrängt und haben keine Speere.«

Im nächsten Augenblick stand Bosambo auf der dunklen Hauptstraße und ließ seine große Kriegstrommel ertönen. Zwanzig mit Kriegern bemannte Kanus jagten in größter Eile den Strom hinab, den schutzlosen Akasava zu Hilfe zu kommen.

Im Morgengrauen traf N'gori seinen Bundesgenossen an dem Ufer vor seiner Stadt.

»Ich danke all meinen kleinen Göttern, daß du gekommen bist«, sagte er demütig. »Denn in der Nacht, o Herr, hat einer meiner jungen Leute gesehen, wie ein Isisiheer gegen uns auszog.«

»Wo sind denn deine Feinde?« fragte der müde Bosambo.

»O Herr, sie sind nicht gekommen«, erwiderte N'gori gewandt, »denn als sie hörten, daß du, großer Herr, mit deinen schnellen Kanus kamst, sind sie davongelaufen, wie ich glaube.«

Bosambos Streitkräfte ruderten am nächsten Tag wieder den

Fluß hinauf zur Ochoristadt. Aber schon nach zwei Nächten wiederholte sich der Alarm, und diesmal wurden mehr Einzelheiten gemeldet. Eine N'gombimacht von zahllosen Speeren habe das Dorf Doozani überfallen und bedrohe die Hauptstadt. Wieder führte Bosambo seine Speerleute zur Schlacht, und wieder wurde er an der Küste von N'gori empfangen, der sich genau wie das erstemal entschuldigte.

»O Herr, es war eine Lüge, die ein verrücktes Mädchen aussprengte. Ich habe großen Kummer in meinem Bauch, daß ich den mächtigen Bosambo mitten in der Nacht von dem Bette seines Weibes aufgeschreckt habe.« Denn im Dunkel der Nacht hatte es geregnet und gestürmt, und Bosambo hätte beinahe ein Kanu eingebüßt.

»O du Narr!« sagte Bosambo, »habe ich nichts anderes zu tun - ich, der ich Sandis erhabene und große Geschäfte verrichte -, als durch den Regen zu kommen, weil ein verrücktes Mädchen Gespenster sieht?«

»Bosambo, ich bin ein Narr!« gab N'gori demütig zu. Wieder mußte sein Retter unverrichteter Dinge nach Hause zurückkehren.

»Jetzt«, sagte N'gori, »wollen wir ein heimliches Palaver abhalten, und wir wollen Boten zu allen Dörfern senden, daß sich die Krieger beim nächsten Neumond versammeln. Denn die N'gombi haben mir neue Speere gesandt, und wenn der Hund Bosambo das nächstemal kommt, ermattet vom Rudern, dann wollen wir ihn überfallen, und es wird kein Bosambo mehr sein, denn Sandi ist fortgegangen, und es gibt kein Gesetz mehr im Land!«

Merkwürdigerweise erörterten zur selben Zeit zwei junge Haussa-Offiziere eingehend die Fragen des Gesetzes. Sie saßen zu beiden Seiten an Sanders' großem Eßtisch, hatten nasse Handtücher um ihre Köpfe gebunden und suchten in die letzten Geheimnisse und Feinheiten des Militärstrafgesetzbuches

einzudringen. Denn Leutnant Tibbetts wollte ein Examen machen, und Hamilton, der gerade vor kurzem durch unerhörte Glücksfälle die Prüfung bestanden hatte, bot ihm übereilt an, ihn einzupauken.

»Ich hoffe, Sie werden das verstehen, Bones!« sagte Hamilton, schaute seinen Untergebenen an und verfolgte dann mit dem Finger die Zeilen in dem aufgeschlagenen Buch. »Jede dem Militärgesetz unterworfen Person«, las er mit Nachdruck vor, »die ihren vorgesetzten Offizier schlägt oder mißhandelt, soll, wenn sie Offiziersrang hat, erschossen werden oder eine geringere Strafe erhalten, die hier in späteren Abschnitten angeführt ist. Das heißt also«, erklärte er, »wenn Sie und ich im Dienst sind und Sie mich einen Lügner nennen und ich Ihnen darauf eine Ohrfeige gebe...«

»Dann werden Sie erschossen!« sagte Bones mit Bewunderung. »Das ist aber eine famose Idee!«

»Wenn ich aber andererseits Sie einen Lügner nenne«, fuhr Hamilton fort, »und dazu berechtigt wäre, und Sie geben mir eine Ohrfeige, dann würden Sie bereuen, jemals geboren zu sein!«

»Das ist Militärstrafgesetz?« fragte Bones neugierig.

»Ja!«

»Dann wollen wir lieber damit aufhören«, sagte Bones und schlug das Buch geräuschvoll zu. »Ich brauche kein Buch, um zu lernen, was ich zu tun habe, wenn mich jemand einen Lügner nennt. Jetzt wollen wir eine Partie Piquet um Nüsse spielen.«

»Sie sind dran«, sagte Hamilton. »Das sind meine Nüsse!«

Bones zählte sorgsam den Haufen, den sein Vorgesetzter ihm zuschob.

»Hallo, zum Teufel, was willst du?« fragte Bones.

Hamilton folgte dem Blick des andern. Ein Mann stand in der Türöffnung, der nur mit einem Lendentuch bekleidet war.

Hamilton erhob sich rasch, denn er erkannte den Hauptspäher Sanders'.

»O Kelili«, sagte er in der wohltonenden Bomongosprache, »warum und woher kommst du?«

»Von der Insel, die der Ochoristadt gegenüberliegt, o Herr«, sagte der Mann heiser. »Zwei Tauben habe ich abgeschickt, aber sie sind von Habichten gefangen worden - ein Fischer sah, wie die eine ihr Ende fand, und die andere sah mein eigener Bruder, der als Wärter in dem Dorf der Ketten lebt.«

Hamiltons düsteres Gesicht erstarrte, denn er fühlte, daß es Unruhen geben würde.

»Du sendest gewöhnlich keine angenehmen Nachrichten durch Taubenpost - erzähle!«

»O Herr!« sagte Kelili, »es wird ein Kriegspalaver zwischen den Ochori und den Akasava geben beim nächsten Neumond, denn N'gori spricht schlecht von Bosambo und sagt, daß der Häuptling ihn überfallen hat. Wie es weitergehen wird«, fuhr Kelili fort mit der Beruhigung eines Mannes, der seine Pflicht getan hat, »kann ich nicht sagen, aber ich habe alle Leute der Regierung gewarnt, daß sie wachen sollen.«

Bones konnte der Unterhaltung ohne Schwierigkeiten folgen. »Was sagen die Leute?« fragte Hamilton. »O Herr, sie sagen, daß Sandi fortgegangen ist und es kein Gesetz mehr gibt.«

Hamilton lachte böse. »So, glauben sie das?« sagte er in Englisch.

»Also das glauben sie«, wiederholte Bones entrüstet. »Wir wollen diesem alten Kerl den Kopf mal zurechtsetzen!«

Zu Bosambo kam eine Botschaft von dem Häuptling der Akasava, die ihm Geschenke von zweifelhaftem Wert und die Botschaft überbrachte, daß N'gori die meiste Zeit in Bewunderung Bosambos zubringe und darüber nachdenke, wie er seinem Bruder am besten dienen könne. »Er, der der rechte

Arm ist, auf den ich und mein Volk sich stützen, und das glänzende Auge, durch das wir die Schönheiten der Welt sehen«, waren seine Worte.

Bosambo schickte die Leute zurück und gab ihnen Geschenke von noch geringerem Wert und versicherte seine Freundschaft mit hochtrabenden Worten.

Als aber die Leute fortgegangen waren, zeigte Bosambo, wie sehr er die Zuneigung und Treue N'goris schätzte, indem er die Wachtposten um die Ochoristadt verdoppelte und eine starke Abteilung Speerleute unter dem ersten Dorfältesten zur Flußbiegung sandte. »Denn das Leben gleicht gewissen Wurzeln«, sagte Bosambo, dieser bewunderungswürdige Philosoph. »Manche von ihnen schmecken süß und sind am Schluß doch bitter, und manche haben einen faden Geschmack, tun aber dem Magen gut.«

In einer stürmischen Nacht im Regenmonat kam der Sturmgott M'shimbain'shamba durch die großen Wälder, und Zerstörung und Vernichtung bezeichneten seinen Weg. Große Bäume riß er mit den Wurzeln aus und schleuderte sie zur Seite, als ob es dünne Zweige wären. Der Sturm heulte, und die Donner krachten und rollten, das bläulichweiße, blendende Licht der Blitze zuckte auf, beleuchtete die Baumriesen hell und zerriß in Zickzacklinien den schwarzen Wolkenhimmel. Die Leute in der Ochoristadt hörten das Unwetter über dem Flußbett wüten, die ohne Unterlaß aufzuckenden Blitze weckten sie auf - selbst die Webervögel, die ihre Nester in den Palmen an den Seiten der Straße hatten, wurden wach und zwitscherten laut.

M'shimbain'shamba machte einen solchen Lärm, daß der Wachtposten an der Lokoli die Botschaft N'goris nicht hören konnte. Er wollte Bosambo in einen Hinterhalt locken, den er mit seinen neu erworbenen Speeren gelegt hatte.

Aber Bones hörte sie - Bones, der auf der Kommandobrücke der ›Zaire‹ stand und das kleine Schiff unentwegt stromaufwärts

dampfen ließ. Als er an der Akasavastadt vorbeifuhr, ging gerade ein furchtbarer Regen nieder.

»Ich möchte nur wissen, was der nette, alte Lärm bedeuten soll«, sprach er zu sich selbst und rief seinen Sergeanten. »Ali, was ist das für eine Botschaft?« fragte er in fließendem Arabisch.

»O Herr«, antwortete Ali, »ich weiß es nicht. Wahrscheinlich warnen sie uns, nicht zur Nachtzeit zu fahren. Ich bin dein Mann, o Herr«, sagte er ärgerlich, »aber ich bin noch niemals mit so großer Furcht auf dem Strom gefahren. Denn selbst unser Herr Sandi reist nicht zur Nachtzeit, obgleich der Strom ihm wie sein eigenes Kind ist.«

»Es steht geschrieben«, sagte Bones munter, und als der Sergeant salutierte und sich wegwandte, schnitt er eine Fratze im Dunkeln.

»Wenn mir der alte Ham einen oder zwei Monate Zeit ließe hier am Fluß«, sagte er zu sich selbst, »würde ich den ganzen Kram schon in Ordnung bringen!«

Durch den unerforschlichen Ratschluß der Vorsehung erreichte Bones die Ochoristadt in der grauen Morgendämmerung. Bosambo, der schon früh auf dem Posten war, begegnete dem schlanken jungen Offizier mit dem blitzenden Säbel und der langen Revolvertasche an der Seite. Bones hatte den Helm etwas zurückgeschoben und sah wie ein tapferer Krieger aus, der in den Kampf ziehen will.

»O Herr, ich habe von dir gehört«, sagte Bosambo höflich. »Hier in dem Lande der Ochori reden wir von nichts anderem als von dem neuen dünnen Herrn, dessen Nase so schön ist und den roten Blumen im Walde gleicht.«

»Laß meine Nase in Frieden«, sagte Bones unwirsch, »und sage mir, Häuptling, was ist das für ein Kriegspalaver, von dem mir berichtet worden ist? Ich komme von der Regierung, um alles Unrecht zu unterdrücken - dies hier ist wohl Bosambo!«

Den letzten Satz sprach er in englisch, und Bosambo verneigte sich.

»Ja, Massah«, antwortete er im Küstenenglisch, »ich sein Bosambo, gutem Kerl, feinem Mensch, du Massah, du sehen ihm, du sehen ihm - Bosambo!« Dabei schlug er sich auf die Brust, und Bones wurde liebenswürdiger.

»Na, sieh mal her, alter Sportsmann«, sagte Bones freundlich, »was, zum Teufel, hat denn all der Spektakel hier herum zu bedeuten?«

»Nicht Spektakel, Massah«, sagte Bosambo selbstbewußt, denn alle Bewohner seiner Stadt standen in respektvoller Entfernung umher und waren vollkommen verblüfft, daß ihr Häuptling sich mit diesem neuen weißen Mann wie mit einem Gleichgestellten unterhielt. »Diesem Schuft, diesem Akasavakerl - Massah - er sein schlechtem Mensch, ich sein gutem Kerl, Massah, Christ, Mathai, Marki, Luki, Johni - ich kennen dem allen fein.«

Bones führte die Unterhaltung nun in der Landessprache weiter. Dabei erfuhr er von dem Tanz, den Bosambo vereitelt hatte, auch, daß er die Speere und Waffen der Akasava fortgenommen hatte.

Er besichtigte die drei Hütten, in denen sie aufgestapelt waren.

Obgleich sich Bones manchmal lächerlich aufführte, war er doch kein Dummkopf, und außerdem wußte er ja, daß die N'gombi den Akasava Tag für Tag neue Speere sandten. Und als nun Bosambo von den mitternächtlichen Hilferufen erzählte, konnte er sich alles andere zusammenreimen.

Er schüttelte den Kopf, als Bosambo seinen Bericht beendet hatte. »Du bist ein netter alter Kerl, Bosambo«, sagte er ernst. »Du weißt gar nicht, wie sehr du in der Patsche sitzt. Aber vertraue nur dem alten Bones, er wird dir schon durchhelfen.«

Als Bosambo dies hörte, ohne es zu verstehen, war er zuerst

bestürzt, aber dann antwortete er: »Ich sein feinem Kerl, Massah!«

»Es geht um dein Leben«, sagte Bones und klemmte das Monokel ins Auge, um seinen Schutzbefohlenen besser betrachten zu können.

Der Häuptling N'gori bereitete einen Überfall auf Bosambo vor und gab sich große Mühe, alles bis in die letzten Einzelheiten zu planen. Und er hätte eigentlich Erfolg haben müssen. Leute mit Lokoli-Trommeln waren im Gebüsch verborgen und warteten nur darauf, die Ankunft der Ochori zu melden. Als N'gori seinen Hilferuf in die Welt sandte, standen sechshundert Krieger mit ihren Speeren bereit, um sich in fünfzig Kanus einzuschiffen, und weitere fünfhundert Krieger warteten an jedem Ufer, um die überlebenden Ochori, die sich ans Land retteten, niederzumachen.

Aber die Ausführung der besten Pläne ist immer noch der Einschränkung unterworfen, daß das Wetter einem einen Strich durch die Rechnung machen kann. Die Signale, die N'gori aussandte, um Bosambo herbeizurufen und in seinen Untergang zu locken, wurden von dem Heulen des Sturmes verschlungen.

»Aber diese Nacht ist geeignet«, sagte N'gori am nächsten Abend und zeigte seine weißen Zähne. »Bosambo wird sicher kommen.«

Sein Hauptberater, der dem früheren königlichen Geschlecht entstammte, warnte plötzlich ganz wider Erwarten vor der Ausführung des Plans. Irgend jemand hatte gesehen, wie die ›Zaire‹ in tiefer Nacht den Strom herauf gefahren war. War es da klug, sich in ein so großes Abenteuer einzulassen, wenn der Teufel Sandi auf der Lauer lag, um vernichtend zu strafen, und so nahe war?

»Alter Mann, für dich steht noch eine Hütte im Walde«, sagte N'gori bedeutungsvoll. Darauf schwieg der Ratgeber. Die Hütten im Walde sind für die Kranken, Alten und Verrückten bestimmt,

und man bringt sie dorthin, damit sie sterben. »Alle wissen doch«, fuhr N'gori fort, »daß Sandi zu seinem Volk über die großen, schwarzen Wasser gegangen ist und daß Militini jetzt regiert. Auch gibt es Leute, die in stürmischen Nächten Teufel sehen.«

Mit außerordentlicher Umsicht traf er die letzten Vorkehrungen, um den Räuber Bosambo zu empfangen. Wahrscheinlich wurde er auch noch durch die anderen Häuptlinge des Landes ermutigt, die auf die Ochori eifersüchtig geworden waren und sich über ihren neuen, kriegerischen Charakter ärgerten. Mag dem sein, wie ihm wolle, jedenfalls waren alle Vorbereitungen getroffen, selbst die Opferrmesser lagen schon bereit, und die jungen Bäume waren bereits zusammengebunden, die die Akasava seit dem Jahre, in dem so viele Leute aufgehängt wurden, nicht mehr für ihre gräßlichen Opfer angewandt hatten.

Eine Stunde vor Mitternacht meldeten die Lokoli drahtlos in alle Welt: »Wir von den Akasava« (vier lange Wirbel mit einer Reihe schnell aufeinanderfolgender Schläge) »Gefahr droht« (ein langer Wirbel, ein kurzer Wirbel und dreimal taptap)

»Isisi kämpfen« (Wirbel, durch kurze Schläge unterbrochen)

»Kommt zu mir« (ein langer, stark anschwellender Wirbel mit einigen scharfen Schlägen)

»Ochori« (neun Wirbel, die sonderbare Ähnlichkeit mit Hundeklaffen haben).

So wurde die Botschaft ausgesandt. Jedes Dorf hörte und wiederholte sie. Die Isisi sandten sie weiter nach Norden, die N'gombidörfer nach Westen, und gleich darauf hörten die Isisi und dann die N'gombi die schwache Antwort: »Ich komme - der Vernichter der Leben« und gaben die Botschaft an N'gori weiter.

»Jetzt aber werde ich Leben vernichten«, sagte N'gori und opferte eine schwarze Ziege, um sich den Sieg zu sichern.

Sechshundert Krieger warteten auf das Signal der versteckten

Lokoli-Trommler an den weitentfernten Uferplätzen. Beim ersten Rasseln ließ N'gori sein Häuptlingskanu ausfahren.

»Tötet sie!« brüllte er. In dem hellen Licht des Morgengrauens stieß er auf zehn Ochorikanus, die in fächerförmiger Anordnung ruderten. In ihrer Mitte dampfte die weiße ›Zaire‹, deren Deck von Haussa-Soldaten wimmelte. Die Hotchkiß-Kanonen waren geladen, und große Mengen Munition standen neben den Geschützen.

»O ko«, sagte N'gori entsetzt, »dies ist ein böses Palaver!«

In der Mitte seiner Stadt stand der bestürzte N'gori vor einer Abteilung Haussa, die ihn beschimpften.

»Du bist ein ungezogener Kerl!« sagte Bones vorwurfsvoll, »und wenn der nette, gute, alte Sanders hier wäre - auf mein Wort, dann wäre es jetzt mit dir zu Ende!«

N'gori horchte auf die unbekannte Sprache und war durch dieses Wunder sehr beunruhigt.

»O Herr, was geschieht mit mir?« fragte er.

Bones blickte düster drein und kratzte sich den Kopf. Er sah den Häuptling an, dann Bosambo, dann schaute er auf den Strom, der in der Morgensonne aufglühte, auf die ›Zaire‹ mit ihren glitzernden, düsteren Kanonen. Schließlich richtete er den Blick wieder auf N'gori. Er beherrschte den Dialekt der Akasava noch nicht genügend, und Bosambo mußte seine Worte verdolmetschen.

»Ein sehr schweres Verbrechen, alter Freund«, sagte Bones feierlich, »ein furchtbar schweres Verbrechen - mit Speeren herumfuhrwerken und all solchen Unfug -, zum Teufel, ich werde ein Exempel statuieren, ja, das werde ich!«

Bosambo hörte ihn, aber er verstand ihn nicht ganz. Er schaute sich schon nach einem geeigneten Baum um, an dem man den aufsässigen Häuptling zum Wohle der Allgemeinheit aufhängen könnte.

»Er ist ein ganz schlechter Kerl - übersetze ihm das!« sagte Bones und schüttelte den Kopf.

»Ja, Massah!«

»Sage ihm, daß ich ihn mit einer Geldbuße von zehn Dollar bestrafe!«

Aber Bosambo sprach nichts, denn es gibt Augenblicke, die zu groß für Worte sind, und dies war ein solcher.

Die Schwerverbrecher

Leutnant Tibbetts stand stramm und kerzengerade wie ein Ladestock vor seinem Vorgesetzten. Das Monokel hatte er ins Auge geklemmt.

Captain Hamilton schaute ärgerlich auf ihn. »Bones, Sie sind ein Esel!« sagte er schließlich.

»Jawohl, Sir!«

»Ich hatte Sie zu den Ochori hinaufgeschickt, um ein Blutbad zwischen den Eingeborenen zu vermeiden. Sie überraschen einen Häuptling, wie er seinem Feind einen Hinterhalt legt, und statt ihn ins Gefängnis zu stecken, legen Sie ihm die lächerliche Strafe von zehn Dollar auf!«

»Jawohl, Sir!«

Eine peinliche Pause entstand.

»Also, Sie sind ein Esel!« sagte Hamilton noch einmal, da ihm im Augenblick nichts Besseres einfiel.

»Jawohl, Sir! Aber ich denke, Sie wiederholen sich zu oft. Habe vorher schon dieselbe Bemerkung von Ihnen gehört.«

»Sie haben Bosambo und die Ochori schwer gekränkt und mich und die Regierung lächerlich gemacht!«

»Kaum meine Schuld, Sir!« entgegnete Bones höflich.

»Ich weiß überhaupt nicht, was ich mit Ihnen anfangen soll«, sagte Hamilton, zog seine Pfeife aus der Tasche und stopfte sie langsam. »Es ist ganz selbstverständlich, daß ich Sie nie wieder allein ins Land lassen kann!« Er steckte seine Pfeife an und rauchte nachdenklich. »Natürlich...«

»Verzeihen Sie die Frage, Sir«, entgegnete Bones, der noch militärisch stramm stand, »ist dies eine Art amtlichen, offiziellen Verhörs oder etwas dergleichen?«

»Jawohl!«

»Darf ich Sie dann bitten, nicht zu rauchen? Wenn Ehre und Ansehen eines Offiziers und all das auf dem Spiel stehen, darf dabei nicht geraucht werden! Wirklich, Sir, glauben Sie mir!«

Hamilton wurde rot vor Wut und sah sich nach einem Gegenstand um, den er dem kritischen Bones an den Kopf werfen könnte. Es kam ihm ein ziemlich schwerwiegender Band in die Hand, aber Bones wich aus und fing ihn gewandt auf.

»Und wenn Sie sich gezwungen fühlen, mir Gegenstände an den Kopf zu werfen«, sagte er, als er den Titel auf der Rückseite des Wurfgeschosses gelesen hatte, »wollen Sie es bitte nach Möglichkeit vermeiden, so heilige Bücher wie die Armeeliste zu gebrauchen. Es verletzt mich tief, daß ich Ihnen das sagen muß, Sir, aber ich bin hierüber tief empört.«

»Wieviel Uhr ist es jetzt?« fragte Hamilton, und sein Untergebener sah nach seiner Armbanduhr.

»Zehn Minuten vor Essenszeit!« sagte er. »Großer Gott, wir haben eine ganze Stunde vertrödelte! Haben Sie neue Nachrichten von Sanders?«

»Er ist in London. Das ist alles, was ich weiß. Aber bringen Sie mich nicht von der vorigen Sache ab, Bones. Alle sind furchtbar böse auf Sie. Sanders hätte N'gori mindestens zu langer Gefangenschaft verurteilt.«

»Ich konnte es nicht tun«, sagte Bones entschieden. »Der arme, alte Kerl! Er sah so furchtbar dumm aus, und obendrein erinnerte er mich noch so sehr an eine Tante, daß ich es einfach nicht übers Herz gebracht habe!«

Zweifellos hatte Leutnant Francis Augustus Tibbetts mit seiner sonnverbrannten Nase, seinen großen, runden Augen und seiner fast feierlichen Harmlosigkeit den Glauben der leicht beeinflussbaren Eingeborenen stark erschüttert. Dies sollte Hamilton noch große Schwierigkeiten machen. Tibbetts war mit einer Abteilung Haussa nach Norden geschickt worden, um auf

jeden Fall die Anfänge eines Aufstandes bei den Akasava zu unterdrücken, hatte sich aber seiner Aufgabe in keiner Weise gewachsen gezeigt. So darf man sich nicht wundern, daß Hamilton eine militärische Untersuchung anstellte, deren letzte Phase soeben beschrieben wurde. Schließlich verurteilte er den seiner Meinung nach vollständig unfähigen Untergebenen zu sieben Tagen Felddienstübung im Dschungel mit einer halben Kompanie Haussa.

»Ach, zum Teufel, das ist doch nicht Ihr Ernst?« fragte der empörte Bones, als ihm dieser Urteilsspruch beim Mittagessen verkündet wurde.

»Das ist mein voller Ernst«, sagte Hamilton bestimmt. »Ich würde meinen Posten nicht richtig verwalten, wenn ich Ihnen hierdurch nicht nahebrächte, daß Sie vollkommen verrückt sind.«

»Vollkommen - ja«, widersprach Bones, »verrückt - nein! Die Wahrheit ist nur, mein Lieber, ich habe eben Gemüt. Aber Sie wollen mir doch nicht wirklich den Befehl geben, daß ich in diesen scheußlichen Dschungel gehen soll, um Schützenlöcher auszuheben, Zeltlager zu bauen und all solchen verdamnten Unsinn. Es ist überhaupt viel zu gräßlich, so etwas auszudenken.«

»Ganz im Gegenteil«, sagte Hamilton. »Sie werden die Felddienstübung abhalten, während ich nach Norden gehe und all denen die Köpfe zurechteste, die aus Ihrer unangebrachten Großmut Vorteil schlagen wollen. Ich werde zeitig genug zurückkommen, um bei der Inspektion der Zentralverwaltung zugegen zu sein. Vergessen Sie um Himmels willen nicht, daß Seine Exzellenz...«

»Gott hab sie selig!« murmelte Bones.

»...daß Seine Exzellenz zu der jährlichen Inspektion am Einundzwanzigsten kommt.«

Ein Hoffnungsstrahl leuchtete in Leutnant Tibbetts auf.

»Wäre es unter diesen Umständen nicht besser, mein Lieber, die ganze verdammte Felddienstübung aufzugeben? Würde man nicht besser eine große Inschrifttafel aufstellen? Die könnten die Kerle doch anmalen mit einem schönen Spruch: ›Willkommen in den Vereinigten Gebieten‹ oder ›Gott segne unsere Heimat!‹ oder sonst irgend etwas!«

Hamilton sah ihn vernichtend an. Als er später oben auf der Brücke der ›Zaire‹ stand und das Schaufelrad des Schiffes sich in Bewegung setzte, sagte er noch einmal zu Bones:

»Denken Sie an die Felddienstübung und drücken Sie sich nicht davon!«

»Honi soit qui mal y pense!« brüllte Bones zurück.

Hamilton sollte bald genug den Beweis dafür bekommen, welche Wirkungen die Sanftmut seines Untergebenen hervorgerufen hatte. Nachrichten werden in diesem Gebiet sehr schnell verbreitet, und die Akasava sind große Schwätzer. Als Hamilton auf seinem Wege stromaufwärts zu dem Isisstaat kam, fand er dort träge Eingeborene mit lässig verschränkten Armen, die am Ufer warteten, als der Dampfer vertäut wurde. Aber weder der Oberhäuptling noch sein Sohn, noch einer seiner Untergebenen oder Ältesten war gekommen, um den Regierungsbeamten ehrfurchtsvoll zu begrüßen.

Hamilton schickte nach ihnen. Trotzdem kamen sie nicht und ließen sich entschuldigen, daß sie krank wären. So blieb ihm nichts anderes übrig, als selbst zu ihnen zu gehen. Mit langen Schritten durchmaß er die Hauptstraßen der Ortschaft. Vier Haussa gingen in ihrem merkwürdigen Laufschrift schnell hinter ihm her. B'sano, der junge Häuptling der Isisi, kam nachlässig aus seiner Hütte, stellte sich breitbeinig hin, stemmte die Arme in die Hüften und wartete, bis Hamilton mit den Haussa näher kam. Er zeigte weder Achtung noch Furcht. Denn allgemein ging das Gerede, daß Sanders das Land verlassen habe und jetzt niemand so mächtig sei, andere Leute zu bestrafen.

Die Ratgeber, die hinter B'sano standen, hielten Bündel von Speeren in ihrer Rechten und den geflochtenen Schild in der Linken, ganz entgegen allen Gewohnheiten und den Vorschriften, die Sanders darüber erlassen hatte.

»O Häuptling«, sagte Hamilton mit dem schnellen Lächeln, das man an ihm kannte, »ich wartete auf dich, und du kamst nicht!«

»Krieger«, erwiderte B'sano unverschämt, »ich bin der König dieses Volkes und bin nur meinem Herrn Sandi verantwortlich, der ja, wie du weißt, uns verlassen hat.«

»Das weiß ich«, sagte Hamilton geduldig, »und weil ich es in meinem Herzen habe, allem Volk zu zeigen, was für ein Gesetz Sandi zurückgelassen hat, so lege ich dir und deiner Stadt eine Strafe von zehntausend Matakos auf, damit du daran denkst, daß das Gesetz noch lebt, obgleich Sandi im Monde ist, und obwohl alle Herrscher wechseln und sterben.«

Der Häuptling verzog sein Gesicht langsam zu einem verächtlichen Lächeln.

»Krieger, ich bezahle dir keine Matakos - wa!«

Er taumelte zurück und schnappte vor Furcht nach Luft, denn Hamilton hatte ihm die Mündung seines langen Revolvers auf den bloßen Magen gesetzt.

»Wir wollen ein Feuer anmachen«, sagte Hamilton in arabisch zu dem Sergeanten. »Hier im Mittelpunkt der Stadt, um die stolzen Schilde und die ungesetzlichen Lanzen zu verbrennen!«

Einer der Ratgeber nach dem andern warf den geflochtenen Schild in das Feuer, das der Haussa-Sergeant angezündet hatte. Und während sie das taten, legte der in diesen Dingen geübte Ali ihnen Handschellen an. Er fesselte die Ältesten paarweise zusammen.

»Du wirst andere Ratgeber bekommen«, sagte Hamilton, als die Leute zur ›Zaire‹ abgeführt wurden. »Nimm dich in acht,

daß ich nicht einen anderen Häuptling an deine Stelle setze!«

»O Herr«, sagte B'sano unterwürfig, »ich bin dein Hund!«

Aber nicht nur B'sano war aufsässig, überall stromauf und stromab erwachten alte Beschwerden und Klagen, die geordnet werden mußten. Rechnungen sollten beglichen, Irrtümer beseitigt werden. Bei den meisten Mißverständnissen handelte es sich um Fragen der Oberhoheit unter den Stämmen, die wahrscheinlich endgültig nur durch blutigen Kampf entschieden werden konnten.

Dann wieder hörte man von dem Unwesen einer Geheimgesellschaft, die Sanders rücksichtslos unterdrückt hatte. Leute übten die Riten, mißtrauisch voreinander, trotzdem sie sich Treue geschworen hatten. Zu alledem kam noch die aufregende Botschaft, die sich schnell im Lande verbreitete: »Sandi ist fortgegangen, es gibt kein Gesetz mehr!«

Das war eine gute Zeit für ehrgeizige Machträume, für Leute, die auf Vorzeichen achteten und es verstanden, mit Ju-Jus umzugehen.

Bembibi, der Häuptling der kleineren Isisi, war zu dick, um sich phantastischen Träumen hinzugeben. Er war weder von hoher Gestalt, noch deutete irgend etwas in seiner Erscheinung auf eine überragende Persönlichkeit. Er hatte breite Schultern und einen dicken Specknack, einen runden Schädel und schlaue kleine, listige Augen. Er war jähzornig und gewohnt, seine Ratgeber zu schlagen, wenn ihr Rat ihm mißfiel. Auch war er schnell bei der Hand, Menschen zu töten.

Man munkelte, daß er und die Mitglieder seines Bundes in den Wäldern Menschenopfer darbrächten, aber niemand sagte Bestimmtes darüber, denn Bembibi war sowohl Häuptling eines Stammes als auch einer Geheimgesellschaft. Nur bei den kleineren Isisi hatte der Bund der Weißen Geister trotz aller Anstrengungen der Regierung, ihn zu vernichten, stets Macht und Ansehen besessen. Die Jugend der Isisi war begierig, in

diese Gemeinschaft aufgenommen zu werden, denn die jungen Leute auf der ganzen Welt sind einander gleich, ob sie nun einfaches Tuch um ihre Lenden oder violettseidene Strümpfe an den Beinen tragen.

So kam es, daß etwa die Hälfte der erwachsenen männlichen Bevölkerung der kleineren Isisi einen Eid leistete, wobei sie sich blutig ritzten und mit Salz einrieben:

I. Eine Speerlänge weit jeden Morgen und Abend auf einem Fuß zu hüpfen, II. alle Geister zu lieben und freundlich von Dämonen zu sprechen, III. stumm und blind zu sein und die Speere schnell zu gebrauchen für die Weißen Geister.

Eines Abends ging Bemebibi mit sechs Ältesten seines Geheimbundes in den Wald. Sie kamen zu einem verborgenen Platz an einem Teich und setzten sich dort in einem Kreise nieder. Jeder legte in einer vorgeschriebenen Haltung die Hand auf die Fußsohle.

»Schlangen leben in ihren Löchern«, sagte Bemebibi in der herkömmlichen Weise, »Geister wohnen im Wasser, und alle Dämonen sitzen in den Körpern kleiner Vögel.«

Alle sprachen ihm das nach und bewegten ihre Köpfe dabei langsam von einer Seite zur anderen.

»Dies ist eine gute Nacht«, sagte der Häuptling, als das Ritual beendet war, »denn ich sehe jetzt das Ende unserer großen Gedanken. Sandi ist fortgegangen, und Militini befindet sich an dem Ort, wo sich die drei Ströme treffen. Furchtsam ist er dorthin gekommen. Auch habe ich durch meinen Zauber erfahren, daß er vor Angst zitterte, weil er weiß, daß ich ein Mann von schrecklicher Gewalt bin. Ich glaube, die Zeit ist da für alle Geister, schnell zuzuschlagen.«

Er sprach in großer Erregung und verlegte sein Gleichgewicht von einer Seite auf die andere, wie es große Redner tun. Die Größe seines Planes überkam ihn, und seine Stimme schwoll an.

»Es gibt kein Gesetz mehr in diesem Lande! Sandi ist

fortgegangen, und ein kleiner, dünner Mann fürchtet sich davor zu strafen! Militini hat Blut wie Wasser - laßt uns opfern!«

Einer der Ältesten verschwand im Dunkel des Waldes und kam schnell wieder zurück. Er zog einen halbverrückten Jungen hinter sich her, der blöde lächelte, vor sich hin murmelte und mit sich und der Welt zufrieden war, bis das krumme N'gombimesser in der Hand des Häuptlings seinen Hals durchschnitt.

Zu spät kam Hamilton mit seinen zwanzig Haussa durch den Wald. Bemebibi und seine Genossen sahen ihr Ende vor sich, aber sie wollten kämpfend sterben.

»Stoßt sie mit den Bajonetten nieder!« befahl Hamilton kurz und zog schnell seinen langen, blitzenden Säbel. Bemebibi stieß mit seiner langen Lanze nach ihm. Hamilton konnte sie gerade noch mit dem Säbel zur Seite schlagen. Dann traf Bemebibi ein tödlicher Hieb.

»Begrabt alle diese Leute«, sagte Hamilton. Er brachte mit seinen Leuten eine böse Nacht im Walde zu.

So endete Bemebibi, und sein Volk versetzte ihn und seine Ältesten unter die Geister.

Aber es gab noch viele andere Dinge, die weniger tragisch waren und doch auch von Hamilton geregelt werden mußten. Der gekränkte Bosambo war zu trösten, den übermütigen N'gori mußte man ducken und ihm seine Machtlosigkeit klarmachen, größere und kleinere Häuptlinge sollten wieder gefügig gemacht werden. Hamilton fuhr stromauf und stromab, tauchte bald hier und bald dort auf. In diesen Tagen gaben ihm die Eingeborenen den Namen ›Fliegender Drache‹. Das Bild war nicht übel gewählt, denn die ›Zaire‹ mit ihren schwarzen Rauchwolken schien zornig zu fauchen und war immer plötzlich an einer anderen Stelle, wo man sie nicht erwartete. Der Geist des Friedens und der Beruhigung, in dem Sanders das Land zurückgelassen hatte, wandelte sich in Furcht, wie in den ersten

Tagen nach der Ankunft dieses Distrikts-gouverneurs.

Hamilton sandte durch ein Boot einen Brief an seinen Untergebenen. Das Schreiben begann ganz einfach:

»Bones - ich will Sie nicht mein lieber Bones nennen« - man fühlte den Groll, den der Schreiber im Herzen hatte -, »denn Sie sind mir nicht lieb. Ich muß durch das Land fahren, um all die Verwirrung aufzuklären, die Sie hier angerichtet haben, damit ich Seiner Exzellenz zeigen kann, daß die Einwohner des Landes das Gesetz achten. Ich habe Sie an der Küste gelassen, Bones, aber wären Sie bei der einen oder anderen Gelegenheit dabeigewesen, so wäre es Ihnen übel ergangen. Haben Sie als Junge jemals ordentliche Prügel bekommen? Hat Sie schon irgendwann einmal ein mutiger Mensch am Kragen gepackt und Sie in eine schmutzige Pfütze gesteckt? Denken Sie einmal nach und schreiben Sie mir seinen Namen, ich werde ihm jetzt noch einen großen Dankbrief schicken. Weil Sie durch Ihre unerhörte Nachgiebigkeit die Leute aufsässig gemacht haben, muß ich nun tagelang umherhetzen. Bones, Bones, Sie wissen nicht, was Sie angestellt haben. Obendrein verpfuschen Sie mir noch die Disziplin meiner Haussa-Leute. Es fehlt nur noch, daß Sie den Alis und Ahmets und Mustafas unter meinen Soldaten eigenhändig Tee und Kuchen anbieten oder sie durch Imitationen des Komikers Frank Tinney ergötzen und ihnen die Fliegen wegwedeln, wenn sie schlafen!«

»So ein ungebildeter Mensch!« murmelte Bones, als er diesen Brief las. Es folgten noch sechs Seiten Vorwürfe und weitere sechs Seiten Instruktionen.

Als Bones das Schreiben erhielt, saß er im Dschungel, war unrasiert und müde und hatte allerhand Beschwerden. Er haßte die Arbeit, verabscheute Felddienstübungen und hielt Brückenbauten über imaginäre Flüsse und den ganzen teuflischen Drill für Dinge, die sich wohl für Pfadfinder eigneten, aber eines Haussa-Offiziers unwürdig waren.

Als er den Brief zu Ende gelesen hatte, fühlte er aber doch Gewissensbisse, denn am Abend vorher hatte er der ganzen Kompanie den Soldatenchor mit Banjobegleitung vorgetragen.

Er strich seine hübschen Locken aus der Stirn, stülpte den Helm auf, zog die Schultern hoch und schritt mit finsterem Gesichtsausdruck, der harte, unbeugsame Pflichterfüllung bedeuten sollte, aus seinem Zelt. Er faßte den festen Vorsatz, alle seine Missetaten wiedergutzumachen, und wenn er nicht die Zuneigung seiner Mannschaften erwerben konnte, so wollte er sich wenigstens fürchterlichen Respekt verschaffen.

Bei allen menschlichen Leistungen spielen Furcht und Hoffnung eine große Rolle. Es handelt sich dabei weniger um pekuniäre Erfolge als um den Wunsch, Fehlschläge zu vermeiden. Auch Hamilton war nur ein Mensch, und obgleich er Sanders seiner Verdienste wegen schätzte, hegte er doch die stille Hoffnung, das Werk dieses gottähnlichen Mannes zu einem guten Ende zu führen, ohne das Mitleid seiner Vorgesetzten zu erregen.

Es war natürlich, daß er den Lorbeer für seine vielen Bemühungen ernten und am Schluß sagen wollte: »Seht her, das hat der talentvolle Sanders geschaffen, aber durch meine Arbeit sind seine Erfolge verdoppelt worden.«

Er kam in großer Eile flußabwärts, nachdem er sein Beruhigungswerk vollendet hatte, und warf gerade noch frühzeitig genug Anker vor dem Dorf der Ketten, um dem Haussa-Gefangenenwärter vier unglückliche Ratgeber des Isisikönigs auszuhändigen.

»Laß diese Leute tüchtig arbeiten, bis unser Herr Sandi wiederkommt!«

In Bosinkusu gab es durch ein Unwetter eine Verspätung. Der rasende Sturm wühlte die Wasser des Flusses auf und setzte die ›Zaire‹ breitseits ans Ufer. Die Bewohner von M'idibi hatten die Pflicht, Holz zu schlagen und es für die Regierungsdampfer zu stapeln. Aber als Hamilton ankam, waren sie in den Wald

gegangen, um einen berühmten Zauberdoktor zu feiern. Zehn Meilen weiter stromab lag ein Dorf, das ebenfalls Holz liefern mußte, und sie hofften fest, daß Hamilton diese Ortschaft wählen würde, um seine Vorräte zu ergänzen.

Sie hatten aber an einer besonders sichtbaren Ecke des Stromes ein scheinbares Gerüst von Brennholz aufgebaut, um die Beamten, die gelegentlich vorbeifuhren, zu täuschen und Fleiß und Unterwürfigkeit zu heucheln. So kam es, daß Hamilton kein Brennholz vorfand und seine eigenen Leute dazu anstellen mußte, Holz zu schlagen.

Er hatte diese zeitraubende Arbeit vollendet, als die Dorfbewohner in einer großen Schar mit Gesang zurückkehrten. Sie waren mit Blumenketten geschmückt und scherzten und lachten.

»Wir kommen gerade von einem Palaver, das wir mit einem heiligen Mann abgehalten haben«, erklärte der Dorfälteste. »Er hat uns versprochen, daß wir eines Tages eine große Kornerte haben, die er durch seinen Zauber hervorbringt. Wir werden sie vor unseren Türen finden, wenn wir erwachen.«

»Und ich verspreche euch eine große Ernte von Peitschenschlägen«, sagte der zweifelnde Haussa-Offizier, »die über Nacht über euch kommen werden und euch einmal ordentlich aufwecken sollen!«

»O Herr, wir wußten nicht, daß du vorbeikommen würdest«, sagte der Dorfälteste demütig. »Auch haben wir die Botschaft gehört, daß du in dem Strom ertrunken seist und dein Pucka-Puck gesunken ist. Darüber waren meine jungen Leute glücklich, weil sie nun kein Holz mehr zu schlagen brauchten.«

Nachdem die ›Zaire‹ ihre Brennvorräte ergänzt hatte, fuhr sie den Strom hinunter. Hamilton lehnte am Geländer und versprach den aufsässigen, pflichtvergessenen Dorfbewohnern böse Dinge, als der Dampfer abfuhr. Er hatte alle Unruhen mit großer Umsicht unterdrückt und konnte nun hoffen, daß er die Residenz

ungefähr eine Stunde eher erreichen würde, als Seine Exzellenz der Gouverneur im Postdampfer ankam. Wäre Bones zuverlässig gewesen, so hätte kein Grund zur Beunruhigung vorgelegen. Er hatte ihm den Befehl gegeben, das Quartier der Mannschaft mit weißer Farbe streichen, den Exerzierplatz kehren und aufschütten zu lassen. Die Vorräte sollten mustergültig geordnet sein, ebenfalls alle Bücher, um dem Intendanten eine schnelle Übersicht zu ermöglichen. Aber Bones!

Hamilton krümmte sich innerlich, wenn er an Francis Augustus Tibbetts und seine Talentlosigkeit dachte.

Er hatte seinem Untergebenen vollständig ausgearbeitete Instruktionen übersandt, aber wie er ihn kannte, würde er doch nichts anderes tun, als diese Aufträge seinem Korporal zur Ausführung zu überlassen.

Es war zehn Uhr morgens. Die »Zaire« kam in schneller Fahrt den Strom herab und hielt an dem kleinen Betonkai. Hamilton seufzte erleichtert auf, als er Leutnant Tibbetts sah, der ihn am Ufer erwartete.

Die tadellose Khaki-Uniform saß ihm wie angegossen, sein weißer Tropenhelm leuchtete schon aus weiter Entfernung, und sein Degen glitzerte.

»Alles in bester Ordnung, Sir!« meldete Bones und grüßte militärisch.

Hamilton wunderte sich über den barschen Ton.

»Postdampfer gerade angekommen, Sir!« fuhr Bones mit ungewöhnlicher Schneidigkeit fort. »Sie kommen eben zu rechter Zeit, um Seine Exzellenz zu begrüßen. Alle Vorräte tadellos geordnet, Bücher zur Einsicht bereit, Exerzierplatz und Mannschaftsquartiere angestrichen gemäß Ihrem netten, alten Befehl, Sir!«

Er grüßte wieder und ließ seine Augen hervortreten. Sein Gesicht hatte den Ausdruck kriegerischer Wildheit und

Entschlossenheit. Er drehte sich scharf auf dem Absatz um und machte sich auf den Weg zum Ufer.

»Warten Sie doch einen Augenblick!« sagte Hamilton. »Was ist denn mit Ihnen los?«

»Irrtum eingesehen«, schnarrte Bones und salutierte wieder stramm militärisch. »War ein Esel, Sir - zu nachsichtig, Sir - habe Ihnen Masse Verdruß gemacht - soll nicht wieder vorkommen, Sir!«

Es war keine Zeit mehr, weitere Fragen an ihn zu richten. Sie mußten schnell ausschreiten, um den Landungsplatz noch zur Zeit zu erreichen, denn das Boot kam gerade ans Ufer.

Sir Robert Sanleigh in tadellos weißem Anzug wurde ans Ufer getragen, und ein Stab von Beamten folgte ihm.

»Äh, Hamilton!« sagte der große Mann. »Nun, ist alles in Ordnung?«

»Jawohl, Euer Exzellenz«, entgegnete Hamilton. »Es gab einige schwierige Mordpalaver, über die ich noch berichten werde.«

Sir Robert nickte mit dem Kopf. »Sie haben wohl einige Schwierigkeiten, seit Sanders fort ist.«

Er war großzügig und ging planmäßig vor, weil er nur wenig Zeit auf die Inspektion verwenden konnte. Das Postboot wartete schon, um ihn zur nächsten Station zu bringen. Bücher, Mannschaftsquartiere und Vorräte waren in ausgezeichnetem Zustand. Hamilton lobte innerlich den jungen Mann immer mehr, der schweigend und in bester Haltung an seiner Seite einherschritt. Seine Gesichtszüge waren finster und düster und zeigten einen Ingrim, der Hamilton ganz neu war.

»Ist die Disziplin bei den Haussa gut - keine Verbrechen vorgekommen?« fragte Sir Robert.

»Die Disziplin ist ausgezeichnet«, erwiderte Hamilton herzlich. »Wir hatten kein einziges schweres Verbrechen seit

Jahren.«

Sir Robert Sanleigh setzte seinen Klemmer auf und schaute über den Exerzierplatz. Ein Dutzend Haussa-Soldaten stand in zwei Reihen verlassen und einsam in der Mitte des Platzes.

»Wo sind denn Ihre anderen Leute?«

»Im Gefängnis, Sir!« beantwortete Bones die Frage.

Hamilton verging der Atem. »Im Gefängnis - es tut mir leid, aber ich weiß nichts von dieser Angelegenheit - ich bin gerade aus dem Innern angekommen, Euer Exzellenz -«

Sie schritten quer über den Platz zu der kleinen Gruppe.

»Wo ist der Sergeant Abibu?« fragte Hamilton plötzlich.

»Im Gefängnis, Sir! Zum Tode verurteilt, weil er sich trotz wiederholter Vorwarnung das Bein kratzte.«

»Wo ist der Korporal Ahmet, Bones?« Hamilton war wütend.

»Im Gefängnis, Sir! Ich verurteilte ihn zu zwanzig Jahren Gefängnis, weil er im Gliede sprach und unverschämt wurde, als ich ihm das Reden verbot. Eine ganze Anzahl solcher Fälle, Sir«, fuhr er sachlich fort. »Ich verurteilte zwei Kerle zum Tode, weil sie miteinander kämpften, nachdem sie angetreten waren. Ein anderer hat zehn Jahre bekommen, weil...«

»Ich denke, das genügt«, sagte Sir Robert taktvoll. »Eine vorzügliche Inspektion, Captain Hamilton. Ich werde jetzt auf das Schiff zurückkehren.«

Am Ufer nahm er Hamilton beiseite. »Wie nannten Sie doch den jungen Mann?« fragte er.

»Bones (Knochen), Euer Exzellenz«, sagte Hamilton, dem ganz elend zumute war.

»Ich würde ihn ›Blut und Knochen‹ nennen«, lächelte Sir Robert, als er Hamilton zum Abschied die Hand drückte.

»Wozu werde ich eigentlich immer ausgeschimpft, mein lieber, guter Captain?« fragte Bones entrüstet. »Lasse ich einen

Kerl laufen, kriege ich einen Fußtritt, bestrafe ich ihn, kriege ich auch einen - dabei kann man wirklich den Verstand verlieren!«

»Bones, Sie sind ein Gup!« sagte Hamilton in hellster Verzweiflung.

»Ein Gup, Sir? Wollen Sie so liebenswürdig sein, mir zu erklären -?«

»Also, ein Esel«, sagte Hamilton und hob einen Finger hoch, »dann ein verrückter Esel«, dabei nahm er den zweiten Finger in die Höhe. »Dann ein verrückter Esel, der ein so verrückter Esel ist, daß er nicht einmal weiß, was für ein verrückter Esel er ist das ist ein Gup!«

»Ich danke Ihnen, Sir«, sagte Bones, ohne empfindlich zu sein. »Und wer ist nun der Gup, Sie oder -?«

Hamilton faßte an seine Pistole, und einen Augenblick lang funkelte mörderische Wut in seinen Augen.

Bones in M'fa

Hamilton traf Bosambo auf seiner Fahrt zur Residenz an dem Zusammenfluß der Ströme. Er hatte den Häuptling dorthin bestellt.

»O Bosambo, ich habe nach dir gesandt, um ein Likambo (Palaver) mit dir über gewisse Dinge zu halten, die meine anderen Augen gesehen und meine anderen Ohren gehört haben.«

Den übrigen Häuptlingen würde die Erwähnung der Regierungsspione sehr unangenehm gewesen sein und Furcht eingeflößt haben. Aber Bosambo hatte ein reines Gewissen, und diese Einleitung erweckte seine äußerste Neugierde.

»O Herr, ich bin dein Auge in dem Lande der Ochori«, sagte er aufrichtig. »Gott weiß, daß ich dir ehrlich berichte.«

Hamilton nickte. Sein Gesicht war gelb vom Fieber, und seine Hand, mit der er die kurze Pfeife stopfte, zitterte bedenklich. Bosambo entging das alles nicht.

»Ich spreche nicht von dir und deinem Volke, sondern von den Akasava und den N'gombi und den kleinen, üblen Menschen, die in den Wäldern wohnen. Nun will ich dich fragen - machen sie sich über meinen Herrn Tibbetti lustig?«

Bosambo zögerte. »O Herr, was sind das für Hunde, daß sie von einem so Mächtigen sprechen könnten. Aber Militini, ich will dich nicht belügen. Sie lachen im geheimen über Tibbetti, weil er jung ist und ein gutes Herz hat.«

Hamilton nickte wieder und faßte an sein Kinn. Er war tief in Gedanken.

»Ich bin krank«, sagte er schließlich, »und ich muß ausruhen. Deshalb werde ich Tibbetti senden, den Strom zu bewachen. Die Ernten sind gut geraten, und es gibt viele Fische. Weil aber die

Leute Überfluß haben, Bosambo, rühmen sie sich, sind übermütig, und die einzelnen Stämme unternehmen törichte Dinge. Die Männer wollen vor den Frauen glänzen und sich zeigen.«

»All dieses weiß ich, Militini, und weil du krank bist, fühle ich Kummer in meinem Herzen und in meinem Bauch. Denn obgleich ich dich nicht so liebe wie Sandi, der viel klüger und schlauer ist als du, so liebe ich dich doch genug, um hierüber traurig zu sein - und auch Tibbetti...«

Er machte eine Pause.

»Er ist noch jung«, sagte Hamilton, »und ist sich seiner selbst noch nicht bewußt. Also Bosambo, höre: Du sollst alle Leute bestrafen, die ihm frech entgentreten, und du sollst seine starke rechte Hand sein.«

»O Militini, bei meinem Kopf und bei meinem Leben, das werde ich tun! Ich glaube, daß auch Tibbettis Tag kommen wird. Denn es steht in der Sure Djin geschrieben, daß alle Menschen dreimal geboren werden, und auch Bonesi wird einst wiedergeboren werden.«

Bosambo saß in seinem Kanu, bevor Hamilton seine Worte verstanden hatte.

»Erzähle mir, Bosambo«, sagte er, als er sich über die Reling der ›Zaire‹ beugte, »was für einen Namen hast du meinem Herrn Tibbetti gegeben?«

»Bonesi«, sagte Bosambo unschuldig. »Denn so habe ich immer gehört, daß du ihn nennst.«

»O du Dieb und Hund!« rief Hamilton aufgebracht. »Wenn du ohne Achtung von Tibbetti sprichst, dann will ich dir das Genick umdrehen.«

Bosambo schaute ihn mit seinen großen Augen von der Seite an.

»O Herr«, sagte er mild, »man sagt am Strom, ›sprich nur die

Worte, die die großen Leute sprechen, und du kannst nichts falsch sagen«. Und wenn du, der du doch klüger bist als andere, meinen Herrn Bonesi nennst - was für ein Ziegenbock bin ich, daß ich ihn nicht auch Bonesi nennen sollte?«

Hamilton sah, wie sich das Kanu herumdrehte und die Ruder sich im Gleichtakt in das Wasser senkten, und er hörte den Gesang der Ochorileute, der immer schwächer und schwächer wurde, als Bosambos Staatskanu seine lange Reise nach Norden antrat.

Hamilton erreichte die Residenz mit einer Fiebertemperatur von 41,5 Grad, und doch lehnte er Bones' wohlgemeintes Anerbieten ab, ihn zu betreuen.

»Sie brauchen sorgsamste Pflege, mein lieber, alter Offizier«, sagte Bones, der sich in Hamiltons Zimmer zu schaffen machte. »Verlassen Sie sich auf Ihren alten Kameraden, er wird Sie schon wieder gesundmachen. Haben Sie nur Mut! Ich werde Sie davon abbringen, von dem Tal des Schattens und des Todes zu sprechen. Gehen Sie zu Bett, und ich will Ihnen im Handumdrehen ein Senfpflaster auf die Brust legen.«

»Wenn Sie mir mit einem Senfpflaster auch nur in die Nähe kommen«, rief Hamilton aufgebracht, »schlage ich Ihnen den Schädel ein!«

»Meinen Sie nicht, daß Sie ein Fußbad in Senfwasser nehmen müßten?« fragte Bones ängstlich. »Ein wunderbares Mittel für einen Mann wie Sie - das bringt Sie wieder auf die Beine und all so was. Ein Onkel von mir, der leider zuviel trinkt...«

»Es gibt nur eine Möglichkeit für mich, wieder gesund zu werden: Gehen Sie jetzt sofort aus dem Zimmer und lassen Sie mich allein. Es ist ganz verrückt, Bones. Ich bin ein kranker Mann, und Sie haben jetzt alle Verantwortung. Fahren Sie den Strom bis zu den Isisi hinauf und sehen Sie zu, daß nichts passiert. Es fällt mir sehr schwer, Ihnen das zu sagen, aber ich bin jetzt leider von Ihnen abhängig.«

Bones antwortete nicht. Er schaute auf den vom Fieber geschüttelten Mann und steckte seine Hände in die Hosentaschen.

»Lieber Bones«, sagte Hamilton. Man konnte an seiner Stimme hören, wie schwach und krank er war. »Sanders hat diese Kerle in der Hand, ich aber habe lange nicht das Ansehen... und... Sie haben überhaupt kein Ansehen bei ihnen. Ich will Sie nicht verletzen, aber Sie sind noch zu jung, Bones, und diese Leute wissen ganz genau, was für ein gutes Herz Sie haben.«

»Ich bin ein Esel, Sir«, flüsterte Bones. »Ich verstehe jetzt, daß ich in dieser schweren Zeit, um in meiner netten kleinen Karriere vorwärtszukommen, kein Esel sein darf. Aber ich werde mich zusammennehmen.«

Hamilton lächelte, als er ihn ansah.

»Es ist nicht um Sanders' oder um meinet- oder um Ihretwillen, Bones«, sagte er, »sondern für - ja - für uns alle, für England. Sie müssen alles tun, was in Ihren Kräften steht, alter Junge.«

Bones drückte die Hand seines Kameraden, schluckte ein wenig, machte aber trotzdem ein mutiges Gesicht. Dann ging er an Bord der ›Zaire‹.

»Erzählt allen Leuten«, sagte B'chumbiri zu seinen gefühllosen Verwandten, »daß ich zu einem großen Tage ausziehen und viele fremde Länder durchwandern werde.«

Der Mann war schlank, nur seine geschwollenen Kniegelenke fielen auf. Er sprach das Ende der Sätze, die er mit tiefer Stimme begann, in merkwürdig hohem Ton. Um seine müden Augen waren Kreise roter Kamholzfarbe gemalt. Ein Messingdraht lag eng um seinen Kopf, der tief ins Fleisch einschnitt. Aber dies erschien B'chumbiri notwendig, und deshalb hatte er Kopfschmerzen, die ihn weder bei Tag noch bei Nacht verließen.

Ein langes, wallendes Tuch umgab seine große Gestalt. Mit irrem Blick schaute er von einem zum andern.

»Ich sehe euch!« sagte er zum Schluß. Dann wiederholte er seinen Wahlspruch, der vom Affen handelte.

Sie beobachteten ihn, als er die Straße zum Ufer hinabging, wo das leichteste Kanu des Dorfes angebunden lag.

»Es ist besser, wir gehen hinter ihm her und stechen ihm die Augen aus«, sagte sein älterer Bruder. »Wer weiß, was er sonst noch für Schaden anrichtet, den wir bezahlen müssen.«

Nur B'chumbiris Mutter schaute ihm traurig nach, denn er war ihr einziger Sohn.

Sein Vater und sein Onkel standen beiseite und flüsterten miteinander, und als B'chumbiri mit einer großen Geste sein Boot bestiegen hatte, liefen sie den Waldpfad entlang, bis sie die Biegung des Flusses abgeschnitten hatten und wieder ans Ufer kamen.

»Hier wollen wir warten«, schlug der Onkel vor, »und wenn B'chumbiri kommt, rufen wir ihn ans Land, denn er hat die Krankheit Mongo.«

»Was wird aber Sandi sagen?« fragte der Vater, der kein schlechter Mensch war.

»Sandi ist außer Landes«, erwiderte der andere, »und es gibt kein Gesetz mehr.«

In diesem Augenblick kam B'chumbiri um die Biegung des Stromes. Er sang mit seiner absonderlichen Stimme von einem fernen, fernen Land, von einem glücklichen Volk und von großen Schätzen.

Als sein Vater ihn anrief, wandte er sein Boot zum Ufer und kam gehorsam zu ihm...

Der Himmel lag leuchtend blau über dem Lande der unteren Isisi, und das schnellfließende Wasser spiegelte seine herrliche Farbe wider, obgleich das dichtgewachsene, hohe Elefantengras

am Ufer und die überhängenden Äste der Gummibäume tiefe Schatten warfen. Eine leichte, kühle Brise kam von Süden. Es waren keine Fliegen und Moskitos in der Luft, so daß Bones, der unter dem rotweißgestreiften Sonnensegel der ›Zaire‹ saß, ungestört denken, lesen und träumen konnte. Das Leben erschien ihm wunderbar schön, und er war dankbar dafür.

Solche Tage sind selten auf dem Großen Strom, aber wenn sie kommen, enthüllt der Fluß gerade im Lande der Isisi alle seine Herrlichkeiten und Wunder. Hier ist sein Lauf sechs Meilen lang völlig gerade und die Strömung schneller und stärker als sonst. Die wenigen Felsen im Strom sind bekannt und auf der Karte verzeichnet. Das Flußbett ändert sich hier nicht, weil das schnelle Wasser keinen Sand mit sich führt. Da die Fahrstraße immer dieselbe bleibt, so ist die Navigation nur eine Sache der Maschinenkraft und des Steuermanns. Die ›Zaire‹ machte nicht viel mehr als zwei Knoten in der Stunde und glich einem Vergnügungsdampfer. Kanevasüberzüge bedeckten die langen Rohre der Hotchkiss-Kanonen, auch die Maschinengewehre sah man nicht, weil sie zu beiden Seiten unter der Kommandobrücke befestigt waren.

Leutnant Augustus Tibbetts saß bequem in einem großen, geflochtenen Sessel und hatte eine illustrierte Zeitung auf den Knien. Ein Grammophon stand zu seinen Füßen und ein großes Glas Zitronenlimonade neben ihm. Er hatte wenig zu tun und konnte sich ganz seinen Liebhabereien hingeben. Emsig schrieb er an seinem Tagebuch, das bei späterer Gelegenheit veröffentlicht werden sollte.

Plötzlich brachte ihn ein schriller Schrei in die Höhe. Er folgte der ausgestreckten Hand des Wachtpostens und schaute auf das Wasser.

»Was, zum Teufel -?« fragte Bones und beugte sich über die Reling. Er sah etwas Entsetzliches, und sein zufriedenes Gesicht wurde hart.

»Verdammt!«

Die ›Zaire‹ hielt an, ein kleines Boot wurde ausgesetzt.

Bones sprang hinein. Geschickt ergriff er einen Arm des Toten und zog ihn in das Boot.

»Wer kennt diesen Mann?« fragte er.

»O Herr«, sagte ein Heizer, »dies ist B'chumbiri, der verrückt war. Er lebte in dem Dorf hier in der Nähe.«

»Dorthin wollen wir gehen!« sagte Bones ernst.

Alle Leute in M'fa wußten, daß B'chumbiris Vater und Onkel den lästigen jungen Mann mit seinen Kopfschmerzen und seinen irren Reden beiseite geschafft hatten. Als nun die Nachricht kam, daß die ›Zaire‹ ihren Weg zum Dorfe nahm, wurde in aller Eile ein Likambo von den älteren Leuten abgehalten.

»Es ist nicht Sandi, und es ist auch nicht Militini, der kommt«, sagte der Häuptling N'jeli (der Bringer), ein alter Mann. »Aber ›Mond im Auge‹ ist noch ein Kind, und wir wollen ihm sagen, daß B'chumbiri ins Wasser fiel und daß ein Krokodil ihn mit dem Schwanz schlug, so daß er starb. Wenn er uns fragt, wer B'chumbiri tötete - denn es ist ja möglich, daß er es weiß -, soll keiner etwas sagen, und nachher wollen wir Militini erzählen, daß wir ihn nicht verstanden haben.«

Alle waren sich einig: Dieses Palaver brauchte man nicht zu fürchten.

Bones kam mit seinen Haussa-Soldaten ins Dorf.

Von dem dunklen Innern der mit Palmblättern bedeckten Hütten aus beobachteten die Männer und Frauen den schlanken Mann, wie er die Straße herabkam, und lachten hinter ihm her.

Sie lachten nicht einmal leise, Bones hörte das Gekicher der unsichtbaren Zuschauer. Er merkte, daß man ihn nicht ernst nahm, und seine Lippen zitterten. Er fühlte sich unendlich verlassen und allein. Alle Verantwortung der Regierung lag auf seinen Schultern, und dieser Gedanke lastete schwer auf ihm.

Aber er riß sich mit ungeheurer Willensanstrengung zusammen und zeigte seine Erregung nicht.

Das Palaver hatte wenig Wert. Alle taten unschuldig, und niemand wußte etwas von dem Totschlag oder Mord. Überdies schwuren alle Männer Stein und Bein, daß der Leichnam, der am Ufer lag und jetzt identifiziert werden sollte, ihnen unbekannt war. Als er ihnen sagte, daß es B'chumbiri sei, lachten sie ihm offen ins Gesicht und erzählten, daß B'chumbiri eine weite Reise in den Wald gemacht habe.

Er merkte sehr wohl, daß sie sich über ihn lustig machten, als sie ihm an gewissen Zeichen beweisen wollten, daß der Tote kein Akasava, sondern ein Mann von den oberen Isisi sei.

Bones' Besuch brachte keine Ergebnisse. Er entließ die Leute vom Palaver und ging zu seinem Schiff zurück. Er fuhr von Dorf zu Dorf, aber er hatte überall den gleichen Mißerfolg.

An dem Abend hielten die Leute in M'fa einen großen Tanz ab und feierten in heller Freude das Ereignis, daß sie die Herren des Landes durch ihre Schlaueit übers Ohr gehauen und betrogen hatten. Am nächsten Tage aber kam Bosambo, der ein ganzes Netz von Spionen über das Land verbreitet hatte, das weiter reichte und wirkungsvoller war als der Dienst, den die Regierung unterhielt.

Bones gegenüber konnten sie sich allerhand Freiheiten herausnehmen, vor diesem fremden Häuptling aber saßen sie niedergeschlagen und eingeschüchtert. Bosambo trug ein Gewand aus Affenschwänzen und hielt den großen Schild in der einen und ein Bündel Speere in der anderen Hand.

»Ich kenne die Wahrheit genau«, sagte er, als sie ihm alles erzählt hatten, was sie vorbringen konnten, »und ich habe erfahren, daß ihr unverschämt von Tibbetti gesprochen habt, der mein Freund und Herr ist und den Sandi liebt. Auch hat man mir erzählt, daß ihr über ihn gelacht habt. Nun sage ich euch, es wird ein Tag kommen, wo euch das Lachen vergeht, und dieser Tag

ist sehr nahe!«

»O Herr«, sagte der Häuptling, »Tibbetti hielt mit uns ein närrisches Palaver ab. Er glaubte nämlich, daß wir B'chumbiri beiseite gebracht hätten.«

»Und er wird zu diesem närrischen Palaver zurückkehren«, sagte Bosambo böse, »und wenn er unzufrieden wieder fortgeht, dann werde ich kommen und eure alten Leute mitnehmen und sie an Haken an den Bäumen aufhängen und ihnen die Füße ein wenig mit Feuer kitzeln. Denn wenn es keinen Sandi mehr gibt und kein Gesetz, so bin ich Sandi, und ich bin das Gesetz. Ich handle nach dem Willen des mächtigen Königs Tigitani mit dem spitzen Bart.« (Gemeint war König Georg von England.)

Er verließ die Dorfleute von M'fa, die einen Tag lang sehr unglücklich waren. Aber nach Art der Eingeborenen vergaßen sie sehr bald, was Bosambo ihnen gesagt hatte.

In der Zwischenzeit fuhr Bones den Strom auf und ab und hielt Palaver ab, die von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang dauerten.

Er hatte sich fest vorgenommen, um der Ehre seiner Regierung willen, den Mann zur Verurteilung zu bringen, der den Toten ermordet hatte. Häuptlinge und Älteste begegneten ihm mit kaum verhelter Wut und warteten darauf, seine fremde englische Sprache zu hören. Sie waren sehr erstaunt und unangenehm überrascht, als Bones ihre eigene Sprache sprach. Aber er machte nur wenig Worte. Verärgert und krank im Herzen, ging er am neunten Abend, nachdem er die Leiche gefunden hatte, an Bord der ›Zaire‹.

Ahmet, der Haussa-Sergeant, stand schweigend am Tisch, auf dem ein einfaches Abendessen serviert war.

»Es scheint, daß niemand in diesem verrückten Land die Wahrheit spricht und daß man mich nicht fürchtet, wie man Sandi fürchtet«, sagte Bones zu ihm.

»O Herr, das ist so. Denn Sandi war sehr streng zu ihnen, wie

du weißt. Und dann, o Tibbetti, ist er ein älterer Mann, sehr weise und klug, und er kennt die Art dieses Volkes und kann die Gedanken ihrer Herzen erraten. Alle großen Bäume wachsen langsam, o Herr, und die Pflanzen, die in einer Nacht emporschießen, verwelken am nächsten Tage.«

Bones dachte über diese Worte nach.

»Wecke mich morgen früh bei Sonnenaufgang«, sagte er nach einer Weile. »Ich werde nach M'fa zurückgehen und dort ein letztes Palaver abhalten. Und wenn es schlecht ausgeht, so sei sicher, daß du mein Gesicht nicht wieder am Strom sehen wirst.«

Bones sprach die Wahrheit, denn sein Abschiedsgesuch lag bereits in verschlossenem Briefumschlag in seiner Kabine und war fertig zum Absenden. Er ließ seinen Dampfer sechs Meilen von M'fa entfernt halten und sandte eine Abteilung Haussa mit einer Botschaft zu dem Dorfe. Der Häuptling sollte alle Dorfältesten und alten Leute, die der Regierung verantwortlich waren, alle, die Medaillen trugen und Rechte verwalteten, alle Landleute und die Häuptlinge der Jäger und alle Befehlshaber der Speerleute zusammenrufen. Selbst die Medizinmänner und die Zauberdoktoren sollten kommen.

»O Krieger«, sagte der Häuptling zweifelnd, »was geschieht mir, wenn ich dem Befehl nicht gehorche? Denn meine Leute sind müde, weil sie im Walde gejagt haben, und meine Dorfältesten lieben keine langen Palaver über Recht und Gesetz.«

»Das mag sein«, sagte Ahmet ruhig, »aber wenn mein Herr dich zum Palaver ruft, mußt du gehorchen, sonst werde ich dich festnehmen, und meine starken Soldaten werden dich zu dem Dorf der Ketten bringen, damit du dort einige Zeit zum Vergnügen meines Herzens lebst.«

Das half. Der Häuptling sandte überallhin Boten aus und ließ seine Lokolis ertönen. Alle Ältesten, Unterhäuptlinge und

Zauberdoktoren, kleine und große Vormänner, hervorragende Krieger rief er zu dem Palaverhaus auf dem kleinen Hügel im Osten des Dorfes zusammen.

Bones kam mit einer Eskorte von vier Haussas. Er stieg langsam die Stufen hinauf, die in den Hügel geschlagen waren, und setzte sich auf einen Stuhl zur Rechten des Häuptlings. Gleich nachdem er Platz genommen hatte, begann er ohne Einleitung zu sprechen. Er erzählte von Sanders, von seinem Glanz und von seiner Macht, von seiner Liebe zu allen Leuten in diesem Lande. Auch sprach er von Militini, vor dem diese Menschen wegen seiner teuflischen blauen Augen Achtung hatten.

Zuerst redete er langsam, weil ihm das Atmen schwerfiel, aber allmählich gewann er seine Selbstbeherrschung zurück und sprach fließend und laut.

»Und jetzt komme ich zu euch«, sagte er, »der ich noch jung und erst kurze Zeit im Regierungsdienst bin und unwürdig, die Stelle meines Herrn Sandi zu vertreten. Aber ich halte das Gesetz in meinen beiden Händen, ebenso wie Sandi es hielt, denn das Gesetz ändert sich nicht mit den Menschen, ebensowenig wie sich die Sonne ändert, ob das Land, auf das sie scheint, gut oder schlecht ist. Nun sage ich euch und allen Leuten, liefert mir den Mörder B'chumbiris aus, damit ich ihn nach dem Gesetz bestrafen kann.«

Bones wartete die Wirkung seiner Worte ab. Zuerst herrschte tiefes Schweigen, dann erhob sich ein Raunen und Flüstern, und schließlich hörte er jemanden lachen.

Er erhob sich, um seinen letzten Trumpf auszuspielen. »Komm her, komm her, o Mörder«, sagte er sanft, »denn wer bin ich, daß ich dich verletzen könnte? Habe ich nicht eben einige Stimmen gehört, die ›G'la‹ sagten? Und bedeutet nicht G'la einen Narren? O ihr weisen und tapferen Männer der Akasava, die ihr ruhig hier sitzt und nicht einmal einen Finger

aufzuheben wagt vor einem, der ein Narr ist!«

Wieder wurde es ganz ruhig. Bones schob den Helm etwas zurück, steckte die Hände in die Taschen und ging einige Schritte den Hügel hinab, auf den Halbkreis der älteren Männer zu.

»O ihr Tapferen«, fuhr er fort, »ihr wundervollen Sucher der Gefahr, ich, ein Narr, stehe vor euch, und noch sitzt der Mörder B'chumbiris zitternd und will sich nicht vor mir erheben, weil er meine Rache fürchtet! Bin ich denn so schrecklich?«

Seine weitgeöffneten Augen richteten sich auf den Onkel B'chumbiris, und der alte Mann erwiderte den Blick mißtrauisch.

»Bin ich denn so schrecklich?« wiederholte Bones höflich. »Fürchten mich die Männer, wenn ich gehe, oder rennen sie zu ihren Hütten, wenn der Ton meines Pucka-Puck ertönt? Falten die Frauen vielleicht die Hände, wenn sie mich sehen?«

Wieder erhob sich ein Flüstern. Aber N'gobo, der Onkel B'chumbiris, verzog wütend das Gesicht.

»Wo ist der Kühne, der B'chumbiri ermordete?«

N'gobo sprang auf. »O Herr«, sagte er mit rauher Stimme, »warum findest du ein Vergnügen daran, die Leute zu verspotten?«

»Dies ist kein Vergnügen«, antwortete Bones schnell. »Dies ist ein Palaver, und zwar ein Mordpalaver. War es denn eine Frau, die B'chumbiri tötete? Ist sie nicht bei diesem Palaver zugegen? Schön, dann werde ich einen Rat mit den Frauen abhalten!«

N'gobo schäumte vor Wut. »Tibbetti«, rief er, »ich habe B'chumbiri getötet, und zwar nach unserer Sitte - und ich werde mich vor Sandi verantworten, der ein Mann ist und solche Palaver versteht.«

»Überlege es dir wohl«, sagte Bones, blaß bis in die Lippen.

»Überlege es dir noch einmal, bevor du so etwas sagst!«

»Ich tötete ihn, du Narr«, schrie N'gobo laut, »obwohl sein eigener Vater schließlich furchtsam wie ein Weib wurde - mit diesen Händen habe ich ihn umgebracht, mit zwei Messern.«

»Verdammter Hund!« rief Bones und streckte ihn mit einem Schuß zu Boden.

Hamilton hatte sich wieder soweit erholt, daß er eine Zigarette rauchen konnte. Er hörte Bones' Bericht ohne Unterbrechung bis zu Ende an.

»Das habe ich also getan, Sir, und dabei fühlte ich mich wie ein netter kleiner Mörder. Aber wie hätte ich sonst handeln sollen, mein Lieber?«

Hamilton sagte immer noch nichts.

Bones wurde unruhig. »Um alles in der Welt, sitzen Sie doch nicht da wie eine runde, alte Eule«, sagte er erschrocken. »Habe ich es falsch gemacht?«

Hamilton lächelte. »Sie haben gehandelt wie ein netter, alter Distriktsgouverneur selbst, Sir!« sagte er, indem er Bones' Sprechweise nachahmte.

Das sagenhafte N'bosini

»Militini, im Lande N'bosini ist ein schlechtes Palaver«, sagte der geschwätzigste Häuptling der kleinen Isisi und wiegte den Kopf gedankenvoll hin und her.

Hamilton erhob sich aus seinem Feldstuhl und reckte sich zu seiner ganzen Länge empor. Seine lachenden blauen Augen sahen den Häuptling scharf an, und seine glattrasierten Lippen zogen sich spöttisch zusammen.

Idigi schaute aufmerksam zu ihm empor. Er war dick und fett und ein kluger Mann, trotzdem aber ein Schwätzer; denn am Großen Strom sagt man: »Selbst die weißen Ochori sind Schwätzer!«

»O Herr, du lachst«, sagte Idigi gedemütigt und unterwürfig, denn blaue Augen in einem braunen Gesicht gelten als besonders teuflisch. »Dies ist kein Palaver, über das man lachen kann, denn man sagt...«

»Idigi«, unterbrach ihn Hamilton, »ich muß lachen, wenn du von der Stadt N'bosini sprichst, denn die gibt es überhaupt nicht. Selbst Sandi, der viel klüger ist als der gewaltigste Ju-Ju, sagt, daß es kein N'bosini gibt. Das ist nur ein närrisches Geschwätz von Leuten, die nicht wissen, woher ihre Sorgen kommen, und die deshalb ein Land, ein Volk und einen König in ihrem verrückten Kopf erfinden müssen. Gehe zu deinem Dorf zurück, Idigi, und sage allen, daß ich hier zur Vertretung auf dem Platz meines Herrn Sandi sitze. Und wenn es nicht nur einen König von N'bosini, sondern zwanzig gäbe und wenn er nicht nur eine Armee, sondern drei und drei und drei Heere hätte, würde ich ihm mit meinen Soldaten entgegentreten, und er wird denselben Weg gehen wie irgendein anderer böser König.«

Idigi war nicht überzeugt. Er schüttelte den Kopf und sagte

zweifelnd: »Wa!«

Er wollte sein interessantes Gespräch fortsetzen, denn er liebte die Geister.

»Man erzählt«, sagte er überaus bedeutungsvoll, »daß in der Nacht vor Neumond in der Gegend des Seewaldes zehn Krieger der N'bosini gesehen worden sind, die Speere von Feuer hatten und Bogen, die mit Sternen besät waren. Auch...«

»Scher dich zum Teufel!« sagte Hamilton. »Das Palaver ist aus.«

Später beobachtete er, wie Idigi langsam seinen Weg stromauf nahm. Der Häuptling war so bescheiden, daß er nur mit vier Ruderern reiste.

Hamilton lachte nicht mehr. Er ging zu seinem Kanevasstuhl zurück und saß dort eine halbe Stunde lang. In schweren, sorgenvollen Gedanken rieb er sich die Arme.

Leutnant Tibbetts kam von einem Nachmittagsausflug zurück. Er hatte geangelt und trug ein paar merkwürdig aussehende Fische, die seine einzige Beute waren. Als er Hamilton erblickte, wollte er mit einem militärischen Gruß an ihm vorbeigehen.

»Bones!« rief Hamilton liebenswürdig.

Leutnant Tibbetts wandte sich um. »Sir?« sagte er steif.

»Steigen Sie von Ihrem hohen Pferd runter, Bones!«

»Ich bin mit Ihnen fertig, mein Lieber. Als Offizier und Gentleman haben Sie mich niederträchtig behandelt - in der Tat. Geben Sie mir einen Befehl, so werde ich gehorchen! Kommandieren Sie mich auf einen verlorenen Posten oder befehlen Sie, daß ich um zehn Uhr zu Bett gehen soll, und ich werde Ihre Vorschriften dem Militärgesetz entsprechend ausführen! Aber außerhalb des Dienstes sind Sie für mich erledigt. Ich bin beleidigt, Ham, furchtbar beleidigt. Ich denke...«

»Nun seien Sie endlich still und setzen Sie sich her«, unterbrach ihn Hamilton böse. »Sie schimpfen dauernd, bis ich Kopfschmerzen bekomme.«

Widerstrebend kam Bones zurück und legte seine Beute mit der größten Sorgfalt auf den Boden.

»Was, in aller Welt, haben Sie denn da gefangen?« fragte Hamilton neugierig.

»Ich weiß nicht, ob es Kabeljaus oder Steinbutten sind«, sagte Bones vorsichtig, »aber ich will sie kochen lassen, dann erkenne ich es am Geschmack.«

Hamilton grinste. »Das sind Katzenfische - außerdem sind sie giftig!« sagte er und piffte seiner Ordonnanz.

»O Ahmet«, befahl er auf arabisch, »nimm diese Fische und wirf sie fort!«

Bones klemmte sein Monokel ins Auge und verfolgte die Fische mit den Augen, solange er konnte. »Wenn es Ihnen Spaß macht, meinen Fischen Befehle zu geben«, sagte er dann resigniert, »ist es nicht an mir, weitere Fragen zu stellen.«

»Ich habe Sorgen, Bones«, begann Hamilton.

»Ein Gewissen, Sir, ist ein nettes, niederträchtiges Ding für einen Mann. Ich erinnere mich, vor Jahren...«

»Es stehen oben im Lande Unruhen bevor.« Hamilton zeigte mit der Hand nach den dunkelgrünen Wäldern hin, die im finsternen Abendschatten dalagen. »Es handelt sich um ein Palaver, dessen Zusammenhänge ich noch nicht durchschauen kann. Wenn ich mich nur auf Sie verlassen könnte, Bones!«

Leutnant Tibbetts erhob sich, rückte sein Monokel zurecht, stand stramm in heldenhafter Pose, die unzweideutig seinen Protest ausdrücken sollte.

»Aber ich muß mein Vertrauen auf Sie setzen«, sagte Hamilton, »ob ich will oder nicht. Machen Sie sich zu einer Reise fertig. Nehmen Sie zwanzig Mann mit und fahren Sie den

Strom zwischen den Isisi und den Akasava auf und ab.«

So kurz wie möglich erklärte er Bones die Legende von der Stadt N'bosini. »Natürlich gibt es diesen Ort nicht, es ist ein Land, das nur in Sagen existiert, wie die versunkene Atlantis, die Heimat mysteriöser und wunderbarer Stämme, von Riesen bevölkert und voll der schönsten Dinge dieser Welt.«

»Ich verstehe, Sir«, sagte Bones und nickte. »Es ist wie eine von diesen Annoncen in den amerikanischen Zeitungen, die Bauland anpreisen: Junge Leute, geht westwärts und kauft Dudville-Corner-Blocks...«

»Sie haben eine ganz schreckliche Auffassung«, sagte Hamilton.

»Machen Sie sich schnell fertig. Ich werde den Befehl geben, daß die ›Zaire‹ Dampf aufmacht, damit Sie fahren können.«

»Ich möchte Sie noch etwas fragen«, brachte Bones zögernd hervor. Er stand erst auf dem einen Bein, dann auf dem andern. »Ich glaube, ich habe Ihnen früher einmal gesagt, daß ich in europäischen Rennen auf Pferde gesetzt habe. Ich würde Ihnen sehr zu Dank verpflichtet sein...«

»Lassen Sie mich damit in Ruhe!« sagte Hamilton wütend. Trotzdem war Bones vergnügt, als er abfuhr. Er liebte das Leben auf der ›Zaire‹, den Komfort in Sanders' Kabine, die elektrische Leselampe und das Hochgefühl der Kommandogewalt. Er konnte stundenlang mit verschränkten Armen und unbeweglichem Gesicht auf der Brücke stehen und nur nach vorn auf das dunkle Wasser schauen, das sich langsam in der Kielwelle hob. Ab und zu drehte er sich um und gab dem Steuermann oder dem geduldigen Yoka ein scharfes Kommando. Yoka, der dicke schwarze Kru-Mann, kannte jeden Zoll des Flusses und hatte immer die Hand am Griff des Maschinentelegrafen, um sofort abzustoppen, sobald das erste Zeichen einer neuen Sandbank sichtbar würde.

An manchen Stellen war der Fluß nicht einmal zwei oder drei

Fuß tief, und die Fahrrinne änderte sich dauernd. Zwei Jungen standen dann am Bug des Dampfers, peilten mit ihren langen Stöcken und riefen mit monotoner Stimme die Wassertiefe zur Kommandobrücke hinauf. Aber schon lange, bevor sie Yoka warnten, hatte dieser den Maschinentelegrafen auf ›Stopp‹ gestellt. Seine Augen entdeckten auf weite Entfernung das Kräuseln der Wasseroberfläche, das neue Untiefen anzeigte.

Für Bones war der Strom nur eine tiefe, klare Fahrrinne. Er hatte keine Ahnung von den eigentlichen Verhältnissen und machte sich auch nie die Mühe, danach zu fragen. Von Zeit zu Zeit gab er Befehl, den Dampfer nach links oder nach rechts zu steuern, aber niemand kümmerte sich im mindesten darum. Selbst Bones würde sich sehr gewundert haben, wenn man es getan hätte. Er beobachtete, wie der Dampfer einen Zickzackkurs einschlug, einmal sich dieser, dann jener Küste näherte. Das schien ihm aber nicht der Würde eines Regierungsdampfers zu entsprechen, und er fragte nach dem Grund.

»O Herr«, sagte der Steuermann Ebibi, »es gibt hier viele Sandbänke, die in einer einzigen Nacht entstehen können. Deshalb müssen wir den Weg für den Pucka-Puck wählen, indem wir bald an diesem, bald an jenem Ufer entlangfahren.«

»Du bist ein dummer Esel!« sagte Bones, und damit war es gut.

Trotz aller Verantwortungslosigkeit und all seiner unkontrollierbaren und unsachlichen Ansichten über das Land und seine Bewohner lebte in dem Herzen des Leutnants Tibbetts eine ungestillte Sehnsucht nach Abenteuern und düsterer Romantik, wie sie nur an diesen Küstenstrecken entstehen kann.

Sein Vater war früher selbst einmal Distriktsgouverneur in dieser Gegend gewesen und hatte sich später auf einem Landsitz bei Dorking angesiedelt. Bones verlebte seine Kindheit in dem großen, schönen Haus, und hier waren die Wünsche und Träume

über ihn gekommen, die durch Vererbung naturgemäß in ihm lagen. Es beherrschte ihn ein unausgesprochenes Verlangen, das man am besten Lust am Entdecken nennen könnte. Dieser Trieb hat schon viele Männer in unbekannte, ferne Länder geführt. Sie opferten freudig Leben und Gesundheit, damit ihr Name in irgendeiner Form in Zusammenhang mit neuentdeckten Gegenden auf die Nachwelt käme und ihre Arbeit späteren Generationen nütze.

Bones hing gerne solchen Träumen nach. Auf der Kommandobrücke der ›Zaire‹ war er Nelson, der sein Admiralsschiff befehligte, oder er war Stanley oder gar Kolumbus.

Es war daher nicht zu verwundern, daß er von Zeit zu Zeit dem Steuermann scharfe Kommandos zurief. Aber noch weniger verwunderlich war, daß der Steuermann seinen Dienst versah, als ob Leutnant Bones überhaupt nicht existiere.

Am Abend des vierten Tages nach seiner Abfahrt von der Residenz ließ Bones Mahomet Ali, den Sergeanten, der seine Soldaten befehligte, in seine Kabine kommen.

»O Mahomet«, sagte er, »erzähle mir von diesem N'bosini, von dem die Leute reden und an das alle Eingeborenen glauben, denn mein Herr Militini hat gesagt, daß es diese Stadt nicht gibt und daß nur Verrückte davon träumen und schwätzen.«

»O Herr, das ist auch meine Meinung«, sagte Mahomet Ali. »Die Leute hier am Fluß sind ungebildet, sie glauben an keinen Gott und sind seit undenklichen Zeiten dazu vorbestimmt, in die Hölle zu fahren. Das Gerede über N'bosini ist weiter nichts als das, was die Gläubigen vom Paradiese erzählen, und das haben diese Heiden gehört und es auf ihre Art verdreht.«

»Sage mir, wer spricht eigentlich von N'bosini?« Bones legte ein Bein über das andere, verschränkte die Hände hinter dem Kopf und lehnte sich in seinen Stuhl zurück. »Denke daran, Mahomet Ah, daß ich noch ein Fremder unter euch bin, der von

einem weiten Lande hergekommen ist und viele Wunder gesehen hat wie...« Er machte eine Pause und suchte arabische Worte für Grammophon, Autobus, fuhr dann aber fort: »... all solche Wunder, die du dir gar nicht vorstellen kannst.«

»Alle Leute hier am Strom glauben an N'bosini, mit Ausnahme von Bosambo, dem Häuptling der Ochori, der an gar nichts glaubt, denn er ist ein Anhänger des Propheten und des einigen Gottes.«

Mahomet machte einen ehrfurchtsvollen Salaam.

»Einige sagen, daß diese Stadt hinter dem Gebiet der N'gombi liegt, andere wieder behaupten, daß sie nahe bei dem Land des alten Königs ist, und wieder andere, daß sie sich weit entfernt, jenseits der französischen Kolonie, ausdehnt. Die Bewohner des Landes sollen Flügel an ihren Schultern haben, so daß sie fliegen können. Ihre Augen sollen so feurig sein, daß die Bäume verbrennen, wenn sie darauf schauen. Aber eines wissen wir sicher, o Herr, und die Erfahrung haben wir Soldaten gemacht, die wir Sandi bei all seinen großen Abenteuern folgten: Wenn die Leute von N'bosini sprechen, gibt es Unruhen, denn sie suchen dann nach einem Grund, um ihre eigene Niedertracht und Bosheit zu entschuldigen.«

Die ganze Nacht warf sich Bones auf seinem Lager hin und her. Er hörte das Summen und Surren der Fliegen und Insekten, die vergeblich versuchten, in das Innere der Kabine zu dringen, da die Fenster mit einem GazeNetz geschlossen waren. Die Nachrichten über N'bosini ließen ihn nicht zur Ruhe kommen.

Es ist unwahrscheinlich, dachte Bones, daß Menschen ein Land oder die Existenz eines Landes erfinden, selbst wenn es Leute sind, die etwas verbrochen haben und dafür eine Entschuldigung suchen. Sprachen nicht alle Erfahrungen für die Theorie, daß N'bosini doch vorhanden war? Konnte nicht ein geheimer Volksstamm mitten in dem rätselvollen Innern der unerforschten dichten Wälder leben, durch schnelle Ströme von

der Verbindung mit der Außenwelt abgeschlossen und umgeben von unzugänglichen Sümpfen? Vielleicht war es gar ein Stamm weißer Menschen!

Bones hatte von solchen Dingen in Büchern gelesen. Wer konnte wissen, ob nicht ein geheimer Weg durch den Wald führte, den bewaffnete Krieger bewachten und der in das Gebirge ging, in das Land des alten Königs? Es wäre doch möglich, daß dort in den Schluchten und unzugänglichen Gebieten eine Stadt von Steingebäuden lag, die von ernsten Männern mit weißen Bärten bevölkert und regiert wurde. Und in den Straßen wandelten vielleicht die schönsten Mädchen, gekleidet wie die alten Griechinnen!

»Ach, das ist doch alles dummer Blödsinn«, sagte Bones zu sich selbst. Aber sein Protest war nur schwach, denn eigentlich war er überzeugt, daß hinter all diesen Gerüchten doch etwas stecken müsse. Wo Rauch ist, da ist auch Feuer!

Der Gedanke an N'bosini ließ ihn nicht mehr los und bekam immer größere Gewalt über ihn. Er nahm die kostbaren Karten von Sanders und studierte sie eingehend. Er durchstöberte alles andere Kartenmaterial, das er an Bord fand. Bei verschiedenen Dörfern machte er halt und hielt lange Palaver über N'bosini ab, wobei er eine Menge einander widersprechende Nachrichten sammelte.

Wenn man aber über Bones lacht, so lacht man über den unternehmungsfreudigen Geist, der viel zu der Herrschaft der weißen Rasse beigetragen hat. Aus Träumereien, wie sie jetzt Leutnant Tibbetts bedrängten, entstanden Nationen, von denen man früher nichts ahnen konnte, und große Reiche, die Cäsar niemals kennenlernte.

Sicherlich tat Bones bei all seinen Bemühungen und Nachforschungen über N'bosini ein brauchbares Stück Arbeit. Die Palaver, die er abhielt, hatten mehr als geographische Bedeutung für die Leute, die daran teilnahmen. Denn das Volk

der Isisi hatte einen kleinen Überfall auf einige Akasavafischer geplant, die sich unrechtmäßigerweise auf dem Isisiufer niedergelassen hatten. Aber durch Bones' Palaver bewogen, legten sie ihre Speere wieder beiseite und falteten ihre Hände, als über N'bosini verhandelt wurde, denn Bones hatte ihnen, ohne daß er es wußte, damit ihre Entschuldigungsgründe genommen.

Idigi selbst, der Hamilton vorsichtig auf einen kleinen Streit zwischen seinem eigenen Stamm und den N'gombi, die im Innern wohnten, vorbereitet hatte, sah in den eifrigen Nachforschungen des Leutnants Tibbetts mehr als geduldiges Suchen und Prüfen.

Bones führte alles aus, was Hamilton ihm aufgetragen hatte, obgleich er selbst nichts davon wußte. Da alle Leute großen Widerwillen gegen die Ochori hatten, so endeten die Palaver über den Ursprung von N'bosini jedesmal mit dem Hinweis, daß der einzige, der Auskunft über dieses sagenhafte Land und über den merkwürdigen Volksstamm geben könne, Bosambo, der Häuptling der Ochori, sei. So hatte man geschickt Bosambo die volle Verantwortung für diese ganze Angelegenheit aufgebürdet.

Hamilton hatte Bones beim Abschied auf die Seele gebunden: »Seien Sie außerordentlich höflich zu Bosambo, denn er hat allen Grund, sich über Sie zu beklagen, und er ist ein sehr brauchbarer Mann für die Regierung.«

Nach allem, was Bones auf seiner Reise erfahren hatte, betrachtete er den Ochorihäuptling als die größte Autorität über N'bosini und traf aus diesem Grund weitgehende Vorbereitungen, um die Befehle seines Vorgesetzten zu erfüllen. Als er um die Biegung des Stromes zur Ochoristadt fuhr, hatte er den weißen Mast mit vielen Fahnen beflaggt, seine Soldaten waren auf Deck in Parade aufgestellt, die Trompeter bliesen, was sie konnten, und die Sirenen des Dampfers heulten zum Himmel empor.

Bosambo, der bei jeder Gelegenheit annahm, daß er geehrt wurde, hatte sich diesmal nicht geirrt. Er erschien in einem smaragdgrünen Gewand und hatte zwölf Paar Strumpfhalter um seine Waden befestigt, deren blitzende Anhängsel herunterhingen. Er hatte sie bei seinem Besuch an der Küste gekauft. Ein großer Staatsschirm war über ihm aufgespannt, und sechs Männer trugen einen Baldachin über seiner erhabenen Person. So kam er zum Ufer, um den Regierungsvertreter zu begrüßen.

»O Herr«, sagte er untertänig, »ich bin sehr stolz, daß du mein Land mit deiner wunderbaren Gegenwart beehrst. All diese Monate saß ich in meiner Hütte und wunderte mich, warum du nicht zu den Ochori kamst, und ich habe keine Speise zu mir genommen viele Tage lang, weil ich traurig war und fürchtete, daß du nicht zu uns kommen würdest.«

Bones schritt unter dem Baldachin zu der Hütte des Häuptlings. Dann hielt er den ganzen Nachmittag ein Palaver mit Bosambo über die Frage der Abgaben an die Regierung. Er fühlte sich dabei auf sicherem Grunde, denn er hatte keine Vollmachten, die Steuern zu erlassen, sondern strikte Anweisung, sich auf keine Kompromisse einzulassen. Es war leicht für ihn, mit gutem Gewissen den Kopf zu schütteln. Immer wieder sagte er auf englisch: »Ganz unmöglich!«

Dieser Ausdruck wurde später in den Wortschatz der Ochori aufgenommen und bedeutete ebensoviel wie die strikte Verneinung eines Vorrechtes.

Erst am zweiten Tag schnitt Bones die Frage nach N'bosini an. Bosambo hatte schon auf der Zunge, die Existenz dieses Volkes abzustreiten und schickte sich an, dumme Leute, die daran glaubten, zu verhöhnen. Aber er fragte doch erst vorsichtig: »O Herr, warum sprichst du von diesem Lande, und warum willst du etwas darüber wissen?«

»Weil es in diesem Lande irgendwo solch ein Volk geben

muß, Bosambo. Und da sich alle Leute darin einig sind, daß du weise bist, so bin ich zu dir gekommen, um von dir Aufschluß zu erhalten.«

»O ko!« sagte Bosambo zu sich selbst.

Er schaute Bones mit großen Augen an, befeuchtete seine Lippen ein wenig, spielte mit seinen Fingern und begann dann: »O Herr, es steht in einer gewissen Sure geschrieben, daß Weisheit vom Osten kommt, Kenntnis vom Westen, Mut vom Norden und Sünde vom Süden.«

»Halb so wild, Bosambo!« murmelte Bones vorwurfsvoll. »Ich komme gerade vom Süden her!«

Er sprach englisch, und Bosambo widerstand der Versuchung, ebenso zu antworten. Auch war ihm klar, daß er seinen großen Wortschatz entfalten mußte, um seinen Hörer zu überzeugen. Er fuhr feierlich in Bomongo fort. »O Herr, ich will dir dieses sagen. Wenn Sandi gekommen wäre, der mich liebt wie seinen Bruder und der meinen Vater kannte und viele Jahre mit ihm zusammen gelebt hat, und hätte zu mir gesagt: ›O Bosambo, erzähle mir, wo liegt N'bosini?‹, dann hätte ich geantwortet: ›O Herr, es gibt Dinge, die geschrieben stehen, und ich kenne sie, aber ich darf nicht darüber sprechen. Nicht einmal zu dir, den ich so sehr liebe.‹«

Er machte eine Pause.

Auf Bones hatten diese Worte großen Eindruck gemacht. Er schaute mit erstaunten Augen auf den Häuptling, schob den Helm ein wenig aus der heißen Stirn zurück, faltete die Hände über den Knien und saß mit offenem Munde da.

»Aber nun bist du es, o Herr«, fuhr Bosambo mit ungewöhnlichem Tonfall fort, »der diese Frage an mich richtet. Du, der du plötzlich unter uns getreten bist, der für uns so groß ist wie der Mond und teurer als die Erde, die uns das Korn heranreifen läßt.

Deshalb muß ich dir sagen, was mein Herz bewegt. Wenn ich

lüge, so schlage mich nieder, denn ich bin bereit, zu deinen Füßen zu sterben.«

Er machte wieder eine Pause und breitete seine Arme einladend aus. Aber Bones schwieg.

»Nun aber sage ich dir, daß es eine Stadt N'bosini gibt!« Bosambo bewegte seine Hände bedeutungsvoll.

»Wo?« fragte Bones schnell.

Er sah sich bereits vor einer großen Zuhörerschar in der Königlich Geographischen Gesellschaft eine Vorlesung halten. Sein Name stand in allen Zeitungen. Vielleicht wurden die geographischen Kenntnisse der Gegenwart durch einen Tibbetsfluß oder sogar ein Francis-Augustus-Gebirge bereichert.

»Sie liegt an einer Stelle«, sagte Bosambo, »die nur ich kenne. Aber ich habe einen feierlichen Eid geschworen bei vielen heiligen Dingen, den ich nicht brechen darf. Ich habe mich blutig geritzt und mit Salz eingerieben, damit ich dieses Geheimnis nicht enthüllen werde.«

»Ach, sag es mir doch, Bosambo«, bat Bones. Er beugte sich vor und sprach schnell. »Was ist das für ein Volk, das in N'bosini-Stadt lebt?«

»Es sind Männer und Frauen«, sagte Bosambo nach einer Pause.

»Weiße oder Schwarze?« fragte Bones eifrig.

Bosambo dachte eine Weile nach. »Es sind weiße Menschen«, erklärte er dann ernst und war äußerst zufrieden mit dem Eindruck, den diese erschütternde Nachricht machte.

»Das habe ich mir gleich gedacht«, rief Bones begeistert und sprang auf. Seine Augen leuchteten vor Freude, und seine Hände zitterten, als er sein Notizbuch aus der Brusttasche hervorzog. »Ich will ein Buch hierüber machen, Bosambo«, sagte er unvermittelt. »Du mußt langsam sprechen und mir alles

erzählen, denn ich muß es englisch niederschreiben.« Er nahm seinen Bleistift, legte das offene Buch auf seine Knie und schaute Bosambo begierig an.

»O Herr, ich kann es nicht tun«, sagte Bosambo mit düsterem Gesicht. »Denn habe ich deiner Hoheit nicht gesagt, daß ich einen fürchterlichen Eid geschworen habe? Wir alle, die wir in dieses Geheimnis eingeweiht sind, haben einen großen Ledersack mit Silber in der Erde verborgen, und der, der das Geheimnis preisgibt, soll seinen Anteil verlieren. Nun, beim Propheten, o Mond im Auge (dies war einer der Namen, die Bones seinem Monokel verdankte), ich kann deinen Wunsch nicht erfüllen.«

»Wie groß war dieser Lederbeutel, Bosambo?« fragte Bones und kaute an dem Ende seines Bleistiftes.

»O Herr, er war so groß.« Bosambo bewegte seine Hand langsam und beobachtete dabei scharf das Gesicht des Leutnants Tibbetts, bis er die richtige Größe daraus ablas.

»So groß«, sagte er noch einmal und gab dabei dem Silbersack einen solchen Umfang, daß Bones noch gerade nicht dagegen protestierte.

»O Herr, in dem Sack war so viel Silber, daß es mindestens hundert englische Pfund wert war.«

Bones setzte seine Mahlzeit von Bleistiftzedernholz fort und dachte über die Sache nach.

Das war die Nachricht wert.

»Ist es eine große Stadt?« fragte er plötzlich.

»Größer als das ganze Ochoriland!« antwortete Bosambo mit Nachdruck.

»Und was für Häuser stehen in dieser Stadt?«

»Sie sind größer als Königshütten.«

»Sind sie aus Stein gebaut?«

»O Herr, aus Felsen, so daß sie so groß sind wie die Berge.«

Bones schloß sein Buch und stand auf.

»Heute noch fahre ich zurück zu Militini und bringe ihm die Nachricht von N'bosini.«

Als er dies sagte, machte Bosambo ein langes Gesicht, aber Bones merkte es in seiner Begeisterung nicht.

»Ich komme dann sofort zurück und bringe so viel Silber mit mir, daß es hundert englische Pfund wert ist. Dann wirst du uns zu dieser merkwürdigen Stadt führen.«

»O Herr, der Weg ist sehr weit«, stotterte Bosambo. »Er führt durch schauerliche Sümpfe und über hohe Gebirge - dort herrschen Krankheiten, und es lauert der Tod. Wilde Tiere sind in den Wäldern, und Schlangen winden sich auf den Bäumen, und fürchterliche Stürme und Unwetter toben in jener Gegend.«

»Trotzdem werde ich den Weg machen«, sagte Bones begeistert. »Und du wirst mitkommen.«

»O Herr«, sagte Bosambo in großer Unruhe, »sprich kein Wort davon zu Militini. Wenn du es doch tust, so sei sicher, daß meine Feinde es entdecken und mich töten.«

Bones zögerte, und Bosambo zog sofort seinen Vorteil daraus.

»Besser, o Herr, gibst du mir all das Silber, das du hast, und läßt mich allein gehen. Ich werde dann eine Botschaft an den mächtigen König von N'bosini überbringen und so schnell wie möglich wieder zurückkehren mit seltsamen Nachrichten, die noch kein weißer Mann, nicht einmal Sandi, gehört hat. Wertvolle Waffen werde ich mitbringen, wie sie nur die N'bosini machen und gebrauchen, und kräftige Zaubereschwörungen. Auch will ich dir die Legenden von ihrem Strom berichten. Aber ich muß allein gehen, obgleich ich sterben werde. Denn was bin ich, daß ich dir meine Dienste verweigern dürfte?«

Zufällig hatte Bones etwa zwanzig Pfund Gold an Bord der ›Zaire‹. Bosambo kam mit und nahm sie mit ausgestreckten

Händen als Handgeld in Empfang.

»O Herr«, sagte er feierlich, als er sich von seinem Wohltäter verabschiedete, »obwohl ich einen großen Sack mit Silber verliere und gewisse Leute betrogen habe, so weiß ich doch, daß der Tag kommen wird, wo du mir alles zahlst, was ich wünsche. Ziehe hin in Frieden!«

Bones fuhr in freudiger Begeisterung den Strom hinunter zur Residenz. Seine ganze Zeit war damit ausgefüllt, daß er auf große Blätter in Aktenformat in nicht weniger großen Schriftzügen all das aufschrieb, was Bosambo ihm erzählt hatte. Auch fügte er alle Schlüsse hinzu, die er aus den vertraulichen Mitteilungen des Ochorihäuptlings ziehen konnte.

Er war geladen mit Neuigkeiten. Aber zuerst wollte er seinen Chef durch einen ausführlichen Bericht des Inhalts, daß er all seine Befehle ausgeführt hatte, zufriedenstellen.

Glücklicherweise brauchte er Hamilton nicht erst zu überzeugen, denn dieser hatte schon durch seine eigenen Späher erfahren, daß sich gewisse wilde Distrikte seines schwer zu regierenden Gebietes beruhigt hatten. Er war mit den Leistungen seines Untergebenen in jeder Weise zufrieden.

Nach dem Abendessen, als sie ihren unvermeidlichen Reispudding verzehrt hatten und der Tisch abgedeckt war, steckten sie ihre Pfeifen an und bliesen blaue Tabakwolken zu der Decke des Speisezimmers empor. Bones konnte sich nicht mehr halten.

»Sir«, begann er, »Sie denken, ich bin ein Esel!«

»Im Augenblick dachte ich das gerade nicht«, entgegnete Hamilton. »Aber wenn Sie es als mein allgemeines Urteil betrachten, habe ich nichts dagegen einzuwenden.«

»Sie denken sogar, daß der arme alte Bones ein Gup ist«, sagte Leutnant Tibbetts mit einem mitleidigen Lächeln, »aber trotzdem wird sein Name der Nachwelt rühmlichst überliefert werden.«

»Das sind ja schöne Aussichten für die arme Nachwelt«, sagte Hamilton beleidigend.

Aber Bones überhörte es. »Sie bilden sich ein, daß es solch ein Land wie N'bosini nicht gibt?« Er sagte dies mit einer so herausfordernden Sicherheit, daß Hamilton verblüfft war.

»Das bilde ich mir nicht nur ein, sondern das weiß ich ganz bestimmt!«

Bones lachte ironisch und selbstbewußt. »Wir werden ja sehen«, sagte er geheimnisvoll. »Ich hoffe, Ihnen in ein paar Wochen Dokumente zu übergeben, die Sie nicht nur überraschen werden. Sie werden auch erfreut sein, wenn Sie erkennen, daß sich unter meinem etwas rauhen Äußeren ein goldenes Herz verbirgt.«

»Wollen Sie Ihren Abschied nehmen?« fragte Hamilton interessiert.

»Ich habe meinen Worten nichts mehr hinzuzufügen, Sir!«

Bones stand auf, nahm seinen Tropenhelm vom Haken, grüßte militärisch, ging hochoberhohen Hauptes aus der Residenz und verschwand in der Dunkelheit.

Eine Viertelstunde später klopfte es an der Tür, und der Sergeant Mahomet Ali kam herein.

»Nun, Mahomet«, sagte Hamilton und sah ihn lächelnd an. »Alle Dörfer und Stämme am Fluß sind ruhig, wie mir mein Herr Tibbetti erzählt.«

»Herr, alles ist in bester Ordnung«, erwiderte der Sergeant, »und alle Leute kamen untertänigst zu den Palavern.«

»Was willst du nun?«

»O Herr, Bosambo, der Häuptling der Ochori, gehört zu meinem Glauben, wie du weißt, und wir sind durch bestimmte Eide Blutsbrüder geworden. Dies ereignete sich nach einer Schlacht im Jahre der großen Dürre, als Bosambo mein Leben rettete.«

»Das weiß ich alles.«

»Nun, o Herr, bringe ich dir dieses.«

Er zog aus einer inneren Tasche seiner Uniform einen kleinen Kanevasbeutel, öffnete ihn langsam und schüttete den goldenen Inhalt auf den Tisch. Ein kleiner Haufen Pfundstücke und ein zusammengefalteter Brief kamen zum Vorschein. Das Papier übergab er Hamilton, der es schnell öffnete. Er erkannte die arabischen Schriftzüge Bosambos.

»Von Bosambo, dem Diener des Propheten, in der Stadt der Ochori, an Militini, seinen Herrn. Friede sei mit deinem Hause.

Im Namen Gottes sende ich dir diese Nachricht. Mein Herr mit dem Mondauge hat Nachforschungen über N'bosini angestellt und kam auch zu der Stadt der Ochori. Ich habe ihm vieles berichtet, was er alles in ein Buch schrieb. Nun sage ich dir, Militini, ich bin nicht zu tadeln, weil mein Herr mit dem Mondauge diese Dinge niederschrieb. Auch gab er mir zwanzig englische Pfund, weil ich ihm gewisse Geschichten erzählte. Diese Summe sende ich nun zu dir, damit du sie mit all meinen anderen Schätzen aufhebst und dir aufschreibst, daß dies das Geld Bosambos ist. Auch bitte ich dich, mir ein Buch zu senden, daß diese zwanzig Pfund sicher in deine Hände gekommen sind.

Friede und Glück sei mit deinem Hause. Geschrieben in der Stadt der Ochori und meinem Bruder Mahomet Ali übergeben, daß er es zu Militini bringen soll an der Mündung des Stromes.«

»Armer, alter Bones!« sagte Hamilton, als er das Geld langsam zählte. »Armer, alter Bones!«

Dann nahm er ein Rechnungsbuch aus seinem Pult und öffnete es auf der Seite, die für Bosambo reserviert war. Es war schon eine lange Liste von Einzahlungen eingetragen. Die letzten lauteten:

Erhalten 30 Pfund (Verkauf von Gummi)

Erhalten 25 Pfund (Verkauf von Harz)

Erhalten 130 Pfund (Verkauf von Elfenbein) Jetzt fügte
Hamilton hinzu:

Erhalten 20 Pfund (Autorhonorar).

Der Fetischmast

Der Häuptling N'gori hatte einen Sohn, der hinkte und trotzdem lebte. Dies war eine merkwürdige Tatsache in einem Lande, wo Krüppel so verachtet waren und offensichtliche körperliche Gebrechen die sicherste Anwartschaft auf die Abberufung zum Himmel bedeuteten.

M'fosa wurde in einem Fischerdorf geboren zu einer Zeit, da alle Kräfte des Akasava-Volkes angespannt waren, um die Überfälle der N'gombi abzuwehren. Die N'gombileute wurden damals von dem kriegesrischen Häuptling Gosimalino geführt, der auch andere Stämme zu Verteidigungskriegen zwang. Er besaß die Herrschaft über das Stromgebiet des Weißen Flusses vom Gebiet des Alten Königs bis südlich zu den Inseln der kleineren Isisi.

M'fosa war drei Monate alt, als Sanders mit seinen Soldaten kam und Gosimalino an einen hohen Baum hängte, seine Dörfer niederbrannte, seine Ernten zerstörte und die Überreste seines einst nahezu unbesiegblichen Heeres in die wenig bekannten Schlupfwinkel des Itusiwaldes trieb.

Unter Sanders' wohlthätigem Schutz wuchs M'fosa zum Mann heran, obgleich viele Versuche gemacht wurden, ihn in abgelegene Wasserstraßen zu locken, wo Krokodile den Krüppel hätten verschwinden lassen, ohne daß es großes Aufsehen erregt oder sich jemand darum gekümmert hätte.

Der Anführer der Leute, die M'fosa nach dem Leben trachteten, war Kobolo, ein Onkel des Knaben und N'goris eigener Bruder. Einst hatte dieser unzufriedene Mann mit mehreren Verwandten M'fosa in einen Hinterhalt gelockt. Als sie auf dem Wege zu den Inseln in der Mitte des breiten Stromes waren, um M'fosa die Augen auszustechen, traf es sich, daß Sanders des Weges kam.

Er ließ die gesamte männliche Bevölkerung des Dorfes, in dem M'fosa lebte, schwer arbeiten. Sie mußten eine große Fichte umhauen, die unheimlich weit entfernt von ihrem Dorfe stand. Es dauerte eine Woche, bis sie die Äste und Zweige abgehauen und die Oberfläche des Baumes geglättet hatten. Eine weitere Woche brauchten sie dazu, um den langen Stamm durch den Wald zu schleppen (Sanders war teuflisch genug, den Baum in einem möglichst unzugänglichen Teil des Waldes zu wählen). Die dritte Woche brachten sie damit zu, große Löcher zu graben und den Baum aufzurichten.

Aber Sanders war nicht leicht zufriedenzustellen. Über die breiten, braunen Rücken rann der Schweiß, als sie den großen Flaggenmast aufstellten. Kaum war diese Arbeit beendet, als der hohe Herr Sandi seine Meinung änderte und den Baum an einer anderen Stelle aufrichten ließ. Der Distriktsgouverneur kam in kurzen Zwischenräumen, um sich von dem Fortgang der Arbeit zu überzeugen. Schließlich war der ungeheure Mast aufgestellt, und die Dorfbewohner atmeten erleichtert auf.

»O Herr, sage mir, warum errichtest du diesen großen Baumstamm?« hatte N'gori gefragt.

»Er ist für den errichtet«, sagte Sanders, »der M'fosa, deinem Sohn, etwas zuleide tut, denn er soll daran aufgehängt werden. Und wenn mehr als ein Mann an einem solchen Mord beteiligt ist, dann will ich noch einen anderen Baum abschlagen und durch den Wald bringen lassen, und ihn an einem zweiten Platz aufstellen, damit ich den nächsten daran aufknüpfen kann, und so fort. Alle Leute sollen wissen, daß dieser hohe Mast ein Fetisch ist. Er wird die bösen Herzen der Leute bewachen und mir all ihre Gedanken verraten, die guten und die bösen. Dann sage ich dir, dieser Fetisch besitzt Zauberkraft. Er wird mich, wenn es nötig ist, von dem äußersten Ende der Welt herbeiholen, um die Übeltäter zu bestrafen.«

Dies war die Geschichte des großen Fetischmastes in dem Lande der Akasava. Niemand rührte M'fosa an, und er wuchs

zum Mann heran. Während dieser Zeit wurde sein Vater erster Ratgeber, später Unterhäuptling und zuletzt Oberhäuptling des ganzen Stammes. M'fosa nahm zu an Körpergröße und wurde um so erbitterter, je älter er wurde. Denn dieser große Mast, der vom Regen verwaschen und von der Sonne verbrannt war, erinnerte jeden weniger an die starke Hand, die ihn errichtet hatte, als an seine eigene Schwäche.

So kam es, daß er den Fetischmast haßte und merkwürdigerweise auch den Mann, der ihn aufgestellt hatte.

Am seltsamsten aber war es, daß er der erste war, der Mißgestaltete verurteilte und heimlich all die Unglücklichen tötete, die entweder verküppelt zur Welt kamen oder durch Unglück verstümmelt wurden und zu Kampf und Schlacht untauglich waren.

Er ertränkte Kibusi, den Holzfäller, der sich mit der Axt drei Finger abgeschlagen hatte. Er stiftete die jungen Leute an, die den Knaben Sandilo-M'goma töteten, der durch Brandwunden entstellt war. Obgleich der Fetischmast als ein drohendes Warnungszeichen für alle emporragte, ihre Gedanken las und mit geheimnisvoller Macht ausgestattet war, trotzte M'fosa den Geistern und führte rücksichtslos seine bösen Taten aus, ohne die Folgen zu fürchten.

Als Sanders abgereist war und kein Gesetz mehr zu existieren schien, wurde N'gori plötzlich ein kühner und furchtloser Mann und nahm seine alten Klagen wieder auf. Beinahe hätte er Unruhe und Krieg über das Land gebracht, wenn nicht Bosambo auf der Hut gewesen wäre. Trotzdem war N'gori selbst ein gutmütiger Mann, und wenn seine Handlungen böse waren, so stand nur sein niederträchtiger Sohn hinter ihm, der ihn dauernd beeinflusste und ihm drohend seine Pläne ins Ohr flüsterte. M'fosa war eine große, düstere Erscheinung, hatte gewöhnlich ein Auge halb geschlossen und lief hinkend durch den Ort. Ein böses Lächeln lag auf seinem Gesicht. Eines Tages kamen Gesandte zu dem Lande der Ochori, die grüne Zweige von

Isisipalmen trugen. Das war ein Zeichen friedlicher Absichten. M'fosa war ihr Anführer.

»O mein Herr Bosambo«, sagte der hinkende Mann, »der Häuptling N'gori, mein Vater, sendet mich, und er wünscht deine Freundschaft und Hilfe und bittet dich um deinen liebwerten Besuch zu einem großen Feste.«

»O ko!« sagte Bosambo trocken. »Was für ein herrliches Fest ist denn das?«

»O Herr«, fuhr der andere fort, »es ist kein Königsfest, aber ein großer Freudentanz. Denn unsere Ernten sind gut geraten, und unsere Ziegen haben sich so vermehrt, daß niemand sie zählen kann. Deshalb sagte mein Vater: Gehe hin zu Bosambo, dem Häuptling der Ochori, zu ihm, der einst mein Feind war, jetzt mein lieber Freund ist, und sprich zu ihm also: Komme zu mir in meine Stadt, damit ich dich ehren kann.«

Bosambo dachte lange nach. »Wie kann dein Herr und Vater die vielen Leute speisen, die ich mitbringen werde?« fragte er nachdenklich. »Denn sieh, M'fosa, ich habe tausend mit Speeren bewaffnete Krieger, alles junge Leute, die sehr hungrig sind.«

Man sah das Entsetzen in M'fosas Gesicht. »O Herr Bosambo, wenn du ohne deine Krieger kämest, nur mit deinen Ratgebern...«

Bosambo schaute den anderen mit zusammengekniffenen Augen an. »Zu einem Freudentanz bringe ich meine Krieger mit, sonst würde es weder eine Freude noch ein Tanz für mich sein.«

M'fosa zeigte seine Zähne, und aus seinen Augen leuchtete glühender Haß. Er verließ die Ochoristadt in schlechter Stimmung und war froh, als er wieder aus dem Lande war, denn er hatte verschiedene Ochori gefoltert, nachdem er sie beim unberechtigten Fischen ertappt hatte, und er mußte fürchten, daß sie ihn überfallen würden.

Mehr Glück hatte er bei seinen anderen Einladungen. Hamilton weilte gerade in der Isisistadt, als die Gesandtschaft zu

ihm kam.

»Das ist etwas für Sie, Bones«, sagte er.

Leutnant Tibbetts hatte vergeblich einen Tag lang mit Angelruten und Netzen im Strom gefischt und saß nun bequem in seinem Deckstuhl unter dem Sonnendach der Kommandobrücke.

»Würden Sie als Ehrengast zu einem kleinen Erntedankfest N'gons gehen?«

Bones richtete sich in seinem Stuhl auf. »Muß ich dabei eine Rede halten?« fragte er vorsichtig.

»Sie müssen auf den Toast der jungen Damen antworten!« neckte ihn Hamilton. »Nein, mein Lieber, Sie haben nur ruhig zu sitzen und ein recht gescheites Gesicht zu machen.«

Bones dachte eine Weile nach. »Ich wette, Sie schicken mich wieder zu irgendeiner bösen Sache«, erklärte er. »Aber ich will trotzdem gehen.«

»Ich wünschte, Sie würden der Einladung Folge leisten«, sagte Hamilton ernst. »Ich weiß nicht, was ich von den Absichten N'goris denken soll, seit Sie ihn so milde behandelt haben.«

»Wenn Sie die böse Vergangenheit wieder ausgraben, mein Lieber«, erwiderte Bones vorwurfsvoll, »und wieder Vorgänge erwähnen, die vergessen sein sollten, dann gehe ich zu Bett!«

Er stand auf, klemmte das Monokel ins Auge und schaute seinen Vorgesetzten an.

»Setzen Sie sich einmal her und seien Sie still«, sagte Hamilton bestimmt. »Ich will Sie nicht tadeln, und ich will auch N'gori nicht tadeln. M'fosa ist sein Sohn. Hören Sie zu.« Er winkte die drei Leute herbei, die von den Akasava gesandt waren und die Einladung brachten.

»Sagt noch einmal, was euer Herr wünscht!«

»So sagte N'gori, und ich spreche mit seiner Stimme: Lasse

den Teufelsbaum, den Sandi in unserem Orte aufgerichtet hat, umlegen, denn er beschämt uns und M'fosa, den Sohn unseres Häuptlings.«

»Wie kann ich das tun?« fragte Hamilton. »Ich, der ich doch nur Sandis Diener bin? Ich erinnere mich sehr wohl, daß er den Mast aufgepflanzt hat, um einen großen Zauber zu vollführen.«

»Nun ist der Zauber vollendet«, sagte der Sprecher der Gesandtschaft düster. »Denn niemand unseres Stammes ist des Todes gestorben, seit Sandi ihn aufgerichtet hat.«

»Da habt ihr verdammtes Glück gehabt«, murmelte Bones. »Gehe zu deinem Herrn zurück und bringe ihm diese Botschaft von Militini: Mein Herr Tibbetti wird zu deinem Feste kommen, und du sollst ihm Ehre erweisen. Was aber den Fetischmast angeht, so wird er so lange stehen, bis Sandi sagt, daß er weg soll. Das Palaver ist aus.«

Als sich die Gesandtschaft entfernt hatte, ging Hamilton auf dem Deck auf und ab, die Hand auf dem Rücken, die Stirn in tiefen Falten. »Viermal haben sie mich nun schon aufgefordert, den Mast umzulegen«, sagte er laut und belustigt. »Ich möchte nur wissen, warum.«

»Warum?« fragte Bones. »Der Grund, mein lieber, wenig begabter Freund? Das ist doch so klar wie Ihre alte Nase - sie wollen ihn einfach nicht haben!«

Hamilton sah ihn an. »Was für einen großartigen Verstand müssen Sie haben, Bones«, sagte er dann voll Bewunderung. »Ich frage mich öfter, warum Sie ihn nicht anwenden.«

Mitten im Walde steht ein blühender Baum, der wunderbare Kräfte hat. Im Lande ist er weit und breit unter dem Namen »Der Baum, der kein Echo hat und den Schall auffrißt« bekannt. Die Leute glauben, daß man sich an alles erinnern kann, was unter seinen verborgenen Zweigen und Ästen gesprochen wird, daß man es aber nicht wiederholen darf. Und wenn jemand unter seinem tödlichen Schatten ruft, vernehmen selbst die nichts

davon, die nicht weiter als einen Schritt von dem äußersten Zweige oder Blatt entfernt stehen.

Deshalb werden unter dem schweigenden Baum gern heimliche Palaver abgehalten, wie N'gori und sein hinkender Sohn es beabsichtigten und wie sie die kleineren Isisi fürchteten.

Man nahm an, daß N'gori eine führende Rolle bei den Verhandlungen spielte, die auf die Zusammenkunft folgten, aber in Wirklichkeit war er der furchtsamste von allen, die im Schatten der ungeheuren Zeder saßen.

Er hatte Bedenken, Vorurteile, Zweifel und riet von allem ab, bis sein Sohn sich nach ihm umwandte und ihn in übelster Laune angrinste.

»O mein Vater«, sagte er sanft, »am Strom sagt man, daß Leute, die schnell sterben, mit ihrem letzten Atemzug nicht mehr sagen als ›Warte!‹. Nun sage ich dir, daß die jungen Leute, die sich geheim mit mir verschworen haben, dich niedermetzeln wollen, aber sie schonen dich, weil ich wie ein Gott zu ihnen bin.«

»Mein Sohn«, sagte N'gori unbehaglich, »das ist ein sehr bedeutendes Palaver; denn viele Häuptlinge haben sich gegen die Regierung erhoben, und immer ist Sandi mit seinen Soldaten gekommen. Dann gab es Rücken, die sich vor Schmerz krümmten und nicht heilten, bevor ein Monat um war, und Hälse, die nur so lange traurig waren« - er schnippte mit dem Finger -, »dann waren sie nicht mehr traurig.«

»Sandi ist fortgegangen«, sagte M'fosa.

»Aber sein Fetischmast steht noch«, sagte der alte Mann hartnäckig. »Alle Tage und Nächte beobachtet uns sein furchtbarer Geist, denn wir haben alle gesehen, daß die starken Blitze M'shimba-M'shambas in diesen Mast einschlugen und ihm nichts zuleide taten. Auch haben Militini und Mond im Auge...«

»Diese Narren!« fiel ein Ratgeber ein.

»Der Herr Militini ist kein Narr, das weiß ich«, widersprach ein anderer.

»Tibbetti kommt zu uns und bringt keine Soldaten mit sich. Nun sage ich dir: Sandis Fetisch ist tot, denn Sandi ist von uns gegangen. Das aber ist das Zeichen, das ich wünsche - ich und meine jungen Männer. Wir wollen ein Mordpalaver machen im Angesicht des Fetischmastes, und wenn Sandi lebt und uns nicht belogen hat, so soll er vom ändern Ende der Welt kommen, wie er gesagt hat.«

M'fosa erhob sich. Nun wußte man zweifellos, wer die Akasava regierte.

»Das Palaver ist aus«, sagte M'fosa und ging zur Stadt zurück. Sein Vater folgte ihm demütig.

Zwei Tage später kam Bones in der Akasavastadt an und hatte keinen anderen Schutz bei sich als einen Haussa-Soldaten, der seine Ordonnanz war.

An einem Septemberabend war Distriktsgouverneur Sanders Gast des Staatssekretärs Lord Castleberry auf dessen Landsitz.

Sanders bewegte sich nicht gern in Gesellschaft. Er war es weder von Jugend an gewöhnt, noch hatte er Neigung dazu. Lieber wäre er sorglos durch die hellerleuchteten Straßen Londons gewandert. Aber er mußte dieser Verpflichtung nachkommen. In gewissem Sinn war er, wenn auch gegen seinen Willen, ein Löwe der Gesellschaft. Sein Name war allgemein bekannt, und die Zeitungen schrieben von seinem Charakter, seinen Ansichten und Aussprüchen. Zu seinem eigenen Erstaunen hatte er sogar einen Vortrag vor den Mitgliedern der Ethnographischen Gesellschaft über die Sagen der Eingeborenen gehalten und war aus der Diskussion glänzend hervorgegangen. Die Gäste des Lord Castleberry fanden, daß Sanders zurückhaltend und schweigsam sei. Man konnte ihn nicht bewegen, über das Land zu sprechen, das er so liebte. Man

hätte ihn für einen langweiligen Menschen halten können, da er sich aber so vollständig im Hintergrund hielt, war es nicht möglich, sich ein abschließendes Urteil über ihn zu bilden.

Am zweiten Abend seines Besuches waren alle im Billardzimmer versammelt. Die schöne Tochter Lord Castleberrys hatte - bildlich gesprochen - mit der Kühnheit der Jugend Sanders in eine Ecke getrieben, aus der es kein Entrinnen gab.

»Wir sind sehr geduldig gewesen, Mr. Sanders!« sagte sie schmollend. »Wir möchten doch so gerne etwas von Ihrem wunderbaren Land hören - besonders von Bosambo, von Fetischen und anderen Dingen. Aber Sie haben uns noch nicht ein Wort davon erzählt.«

»Es ist wenig darüber zu sagen«, lächelte er. »Vielleicht - wollen Sie etwas über Fetische hören?«

Alle bejahten. Sanders hatte seit seinen Erfahrungen in der Ethnographischen Gesellschaft genug Mut und begann seinen Vortrag.

»Warten Sie einen Augenblick«, sagte Lady Betty. »Wir wollen alle diese brennenden Lichter ausmachen, um unserer Phantasie freien Spielraum zu geben.«

Ein kurzes Knipsen, und der Saal lag im Dunkeln. Nur ein Wandarm über Sanders brannte.

Sanders war der jungen Dame sehr dankbar. Die ganze Gesellschaft setzte sich im Kreis um ihn herum auf Sessel, Sofas, Stühle und Bänke und lauschte gespannt.

Er erzählte seltsame, kaum glaubliche Geschichten von Geisterpalavern, merkwürdigen Gebräuchen und geheimnisvollen Botschaften, die durch das große Gebiet und die unheimlichen Urwälder zu ihm gelangten.

»Nun etwas von Fetischen!« bat das Mädchen.

Sanders lächelte. Vor seinen Augen sah er die Eingeborenen

im Schweiß ihres Angesichts müde einen Baumriesen durch den dichten Wald schleppen. Nur langsam kamen sie Schritt für Schritt vorwärts.

Und er erzählte ihnen die Geschichte von dem Fetischmast in der Stadt der Akasava.

»Und ich sagte«, schloß er seinen Bericht, »daß ich vom äußersten Ende der Welt kommen würde...«

Plötzlich hörte er auf zu sprechen und starrte vor sich hin. In dem schwachen Licht sah es aus, als ob er zu Stein geworden wäre.

»Was ist geschehen?«

Lord Castleberry sprang auf, jemand drehte das Licht an. Aber Sanders merkte es nicht. Sein Blick war auf das Ende des Raumes gerichtet, und seine Gesichtszüge waren hart und konzentriert.

»O M'fosa!« rief er. »Du Hund!«

Sie hörten die kurzen abgerissenen Worte der Bomongosprache und verwunderten sich sehr.

Leutnant Tibbetts leistete keinen Widerstand mehr. Seine Lippen bluteten, seine Uniform war vollständig zerrissen, und er hatte keinen Helm mehr, als sie ihn an den hohen, glatten Fetischmast banden. Dicht vor seinen Füßen lag der tote Haussa-Soldat, den er zu seinem Schutz mitgenommen hatte. M'fosa hatte ihn von hinten mit dem Speer durchbohrt.

In einem großen Kreise saßen die Eingeborenen. Das flackernde Feuer, das in der Mitte brannte, beleuchtete ihre Gesichter. Interessiert blickten die Akasava auf das Schauspiel, das sich ihnen hier bot.

Der Häuptling N'gori saß steif vor Schrecken mit zusammengezogenen Augenbrauen und hielt seine zitternden Hände an den Mund. Man sah ihm an, daß er sich fürchtete. Er

war nur noch Zuschauer, denn sein mächtiger Sohn hinkte von einer Seite zur anderen und fragte seine Ratgeber.

Die Leute, die Bones gebunden hatten, traten beiseite, da sie ihre Arbeit vollendet hatten. M'fosa kam mitten durch den Kreis geschritten und stellte sich dicht vor seinen Gefangenen.

»Nun, der Fetischmast, den Sandi aufgerichtet hat, ist wohl ein wenig hart?« fragte er höhnisch.

»Du bist ein gemeiner Schuft!« sagte Bones, der in seiner Wut englisch sprach. »Du bist ein abscheulicher Hund!«

»Was sagt er?« fragten sie M'fosa.

»Er spricht zu seinen Göttern in seiner Muttersprache«, antwortete der Lahme. »Er hat große Furcht!«

»Höre mich!« sagte Bones in fließendem Bomongo. Seine Stimme klang hart und schneidend, denn er gebrauchte den Fischerdialekt, den er besser kannte als die wohltonende Sprache, die am oberen Fluß gebraucht wird. »Höre mich, du Fischesser, du lahmer Hund, du namenloses Kind eines Affen!«

M'fosa verzog den Mund vor Ärger und Wut. »O Herr«, sagte er sanft, »du sollst jetzt nichts mehr sprechen, denn ich werde dir die Zunge heraus schneiden, damit du nicht mehr reden kannst... später will ich dich dann mit dem Fetischmast zusammen verbrennen, so daß ihr beide zusammen umstürzt.«

»Sicher wirst du in die Hölle fahren, und zwar sehr bald, denn du hast Sandis Ju-Ju beleidigt, der große und fürchterliche Macht besitzt!«

Wenn er nur Zeit gewinnen könnte, damit Hamilton diese unglaubliche Nachricht erhalten könnte. Der ahnungslose Offizier schlief zu dieser Zeit zwanzig Meilen stromab, ohne das geringste von dem gemeinen Verrat an seinem Untergebenen zu ahnen. Er wußte auch nicht, daß eine Kanuflotte der Akasava den Fluß herunterkam, um ihn auf seinem kleinen Dampfer zu überfallen.

Vielleicht erriet M'fosa die Gedanken Bones'.

»Du stirbst allein, Tibbetti!« sagte er. »Es war eigentlich mein Plan, daß du einen großen Tod sterben solltest, mit Bosambo an deiner Seite. Was aber den Ju-Ju angeht, so magst du Sandi rufen, solange du noch eine Zunge hast!«

Er zog sein kurzes N'gombimesser aus seiner ungegerbten Lederscheide, die an seinem bloßen Bein befestigt war, und strich damit langsam über die innere Handfläche.

»Rufe Sandi, rufe ihn jetzt, du Mann mit dem Mond im Auge!« höhnte er.

Bones sah das Schreckliche kommen und nahm allen Mut zusammen, um es mannhaft zu ertragen.

»O Sandi!« rief M'fosa. »Errichter des großen Ju-Ju, komm schnell herbei!«

»O M'fosa, du Hund!«

M'fosa wandte sich schnell um, das Messer entfiel seiner Hand. Er erkannte die Stimme und war gelähmt. Ein halbes Dutzend Schritte von ihm entfernt stand Sandi vor ihm.

Ein Sandi in merkwürdiger schwarzer Kleidung, mit einer großen weißen Brust... aber ein Sandi mit harten, durchbohrenden Blicken.

»O Herr, o Herr!« stammelte M'fosa und hielt die Hände vor die Augen.

Als er wieder hinschaute, war die Gestalt verschwunden. »Zauber!« murmelte er und taumelte vor Schrecken vorwärts. Er wagte nicht, sein Werk zu vollenden.

Dann teilte sich die Menge, und ein schlanker Mann schritt durch die Gasse.

Ein Gewand aus Affenschwänzen bedeckte seine breiten Schultern, und seine linke Hand war hinter einem großen Schild verborgen.

In der Rechten hielt er einen dünnen, biegsamen Wurfspeer.

»Ich bin Bosambo von den Ochori«, sagte er selbstbewußt.

Aber das war nicht nötig, denn alle kannten ihn. »Du sandtest nach mir, und ich bin gekommen - mit tausend Kriegern.«

M'fosa blinzelte ihn an, aber er sagte nichts.

»Auf dem Fluß«, fuhr Bosambo fort, »traf ich viele Kanus, die zu einem mörderischen Überfall führen - sieh her!« Er warf den Kopf des Unterführers der Akasava, der den Überfall auf Hamilton befehligte, vor M'fosas Füße.

Einen Augenblick starrte M'fosa auf das Gräßliche, dann wandte er sich um und sprang auf. Bosambos Speer traf ihn in der Luft.

»Guter, alter Bosambo!« murmelte Bones, dann schwanden ihm die Sinne.

Viertausend Meilen davon entfernt entschuldigte sich Sanders vor einer erstaunten Gesellschaft.

»Ich hätte schwören können, daß ich eine Vision hatte«, sagte er.

An diesem Abend erzählte er keine Geschichte mehr.

Die Grenze und der Code

Um diese Geschichte zu verstehen, muß man wissen, daß an einer Stelle der Ochorigrenze schmale Zungen des französischen und belgischen Kolonialgebietes wie Segmente eines Halbkreises vorstoßen. Ob sich nun das belgische Gebiet auch noch auf das andere Ufer des N'gili-Flusses ausdehnt, so daß es die Gestalt eines großen Bogens hat, dessen Sehne durch den Fluß gebildet wird, war eine strittige Frage. In Downing Street war man jedenfalls der Ansicht, daß das Gebiet bis zum Fluß englisch sei und daß das ›Blutfeld‹, wie man es nannte, unter dem Schutz der englischen Flagge stehe.

Als aber Downing Street jenes hitzige Telegramm mit dem Codewort ›Banquo‹ an Hamilton schickte, konnte dieser dem Befehl, der darin lag, nicht nachkommen. Die Gründe hierfür sollen in dieser Geschichte erzählt werden. Der Code ist aber inzwischen vollständig geändert worden, wofür hauptsächlich Leutnant Tibbetts verantwortlich ist.

Hamilton schrieb in einer düsteren Stimmung einen Brief an Bones, der es wert ist, daß man ihn in seiner ganzen Länge wiedergibt.

Daß Bones nur einen Steinwurf weit von Captain Hamilton wohnte und sie sich jeden Tag bei allen Mahlzeiten am gemeinsamen Tisch sahen, erhöhte nur die Schwere des Mißverständnisses. Der Brief lautete:

»In der Residenz, am 24. September.

Von dem kommandierenden Offizier der Haussa-Abteilung in der Residenz an den kommandierenden Offizier der Haussa-Kompanie.

Mein Herr, ich habe die Ehre, Sie auf den Abschnitt der Dienstvorschriften hinzuweisen, in dem festgehalten ist, daß ein Offizier seine ganze Aufmerksamkeit auf die Ausführung der gesetzlichen Befehle seines Vorgesetzten zu richten hat.

Ich hatte leider neulich die Gelegenheit, Sie wegen Ihrer sonderbaren Neigung zu verwarnen, Eigentum des Kriegsministeriums und königlicher Soldaten für Ihre eigenen Zwecke zu benützen. Ich bemerke ausdrücklich, daß ein solches Verhalten Ihrerseits gegen die Disziplin verstößt und dem Geist und Sinn der Bestimmung direkt zuwiderläuft. Ganz besonders möchte ich feststellen, daß die private Benützung von Telegrafienlinien der Regierung zwecks Beschaffung von Informationen über Ihre Wetten und Hazardspiele unstatthaft ist. Alle diese Angelegenheiten haben sich bis zu einem solchen Grade zugespitzt, daß ich Ihnen dringend raten möchte, in Zukunft jedes Überschreiten der Vorschriften zu vermeiden.

Ich habe die Ehre usw. usw.

P. G. Hamilton, Captain.«

Wenn zwei Weiße auf einem einsamen Posten zusammen leben und es Hunderte von Meilen weit keine andere Ansiedlung von Weißen gibt, so hassen sie sich, oder sie dulden einander. Wenn aber zwei Leute, die den gleichen Dienst haben, unter solchen Umständen harmonieren, so ist es eine sehr große Ausnahme.

Leutnant Tibbetts erhielt diesen Brief, als er gerade beim Rasieren war. Unverzüglich lief er in seinem Pyjama, den Helm auf dem Kopf, über den Exerzierplatz. Mit ein paar großen Sätzen sprang er die Treppe hinauf und klapperte mit seinen Pantoffeln über die breite Veranda. So platzte er in das Schlafzimmer seines Vorgesetzten und unterbrach den gestrengen Captain Hamilton bei seinem ersten Morgenimbiß.

»Sagen Sie, alter Sportsmann«, sagte Bones beleidigt, indem er mit dem Rasierpinsel in der einen Hand heftig gestikulierte,

»was hat dies zu bedeuten?«

In der anderen Hand hielt er den zerknitterten Brief.

»Leutnant Tibbetts«, sagte Hamilton ernst, »haben Sie denn gar kein Anstandsgefühl?«

»Anstandsgefühl, mein Lieber!« wiederholte Bones. »Ich bestehe überhaupt nur daraus. Deshalb bin ich ja hergekommen!«

Bones bot in dieser frühen Morgenstunde einen schreckenerregenden Anblick mit seiner offenen Pyjamajacke, die seinen mageren Hals entblößte. Mit schiefgezogenem Mund starrte er seinen Vorgesetzten aus großen Augen an. Seine Locken hingen unordentlich durcheinander, auf seinen Wangen zeigten sich rote Flecken.

Hamilton schaute ihn an. Aber Bones ließ sich durch eine Kleinigkeit wie einen eisigen Blick nicht aus der Fassung bringen.

»Es ist gar kein Grund vorhanden, Ihre böse Laune an mir auszulassen, alter Ham«, sagte er und ließ sich in den nächsten Sessel fallen. »Ich nenne so etwas nur einen dummen, offiziellen, unnötigen Brief. Wozu diese Aufgeblasenheit? Warum diese vernichtenden Anklagen? Diese beispiellose Unhöflichkeit gegen den armen, alten Bones?«

»Sie bringen zuviel Zeit in der Telegrafestation zu!« erwiderte Hamilton, der die Situation erfaßte.

Bones richtete sich langsam auf. »Captain Hamilton-Sir!« sagte er vorwurfsvoll. »Das sagen Sie mir - nach allem, was ich für Sie getan habe?«

»Abgesehen davon, daß Sie mir eins Ihrer gräßlichen Rennlose für fünf Shilling angedreht haben«, gab Hamilton unwillig zurück, »das bestimmt eine Niete sein wird, weiß ich nicht, in welcher Weise Sie mir geholfen haben. Aber nun hören Sie, Sie müssen Ihrem Dienst mehr Aufmerksamkeit schenken.

Es ist jetzt keine Zeit, die Hände in den Schoß zu legen; Sanders wird zurück sein, ehe wir wissen, wo wir sind. Und wenn er erst hier alles revidiert, werden wir eine Masse Unannehmlichkeiten haben. Außerdem scheinen Sie sich gern vom Dienst zu drücken!«

»Ich!« keuchte Bones vor Wut. »Ich - mich vom Dienst drücken? Sie wissen nicht, was Sie sagen, Sir!«

Aber man konnte Bones nicht ernst nehmen, mit einem Rasierpinsel in der Hand und mit einer halbrasierten Wange, die die übergroße Eile bewies, in der er hergekommen war.

»Ich möchte nur feststellen, daß ich während der Zeit, in der ich die Ehre hatte, unter Ihrem Kommando zu dienen, wahrscheinlich mehr Palaver von recht unangenehmem Charakter geregelt habe als ein durchschnittlicher Distriktsgouverneur im Laufe eines Jahres!«

»Da Sie gewöhnlich selbst die Ursache für diese Palaver waren«, sagte Hamilton unfreundlich, »so streite ich dies auch gar nicht ab. Mit anderen Worten: Sie haben sich selbst all die Unannehmlichkeiten zugezogen und mußten eben sehen, auch selbst wieder herauszukommen.«

»Es hat gar keinen Zweck, noch an Ihr besseres Selbst zu appellieren!«

Bones salutierte mit der Hand, in der er den Rasierpinsel hielt, ging steif hinaus und schritt über die Matte nach seinem Quartier zurück, in all der Würde, die man entwickeln kann, wenn man einen rosagestreiften Pyjama und einen Tropenhelm trägt. Auf halbem Wege erinnerte er sich aber an etwas, kam eilig wieder zu Hamiltons Zimmer und trat ohne alle Formalitäten ein.

»Ich habe noch etwas vergessen«, sagte er, »betreffend diese Rennlose. Es ist ja möglich, daß ich bei einer der nächsten Expeditionen in das Innere meinen Tod finde. Deshalb möchte ich Ihnen jetzt schon sagen, daß Sie der Erbe meiner ganzen

beweglichen Habe sind. Außerdem möchte ich noch eins hinzufügen, Sir.« Er stand schon in der Türe und hielt sich mit einer Hand am Pfosten fest, um sofort eine strategische Rückzugsbewegung ausführen zu können und außer Schußweite zu kommen. »Ich vergebe Ihnen mit diesem Legat alles, was Sie mir angetan haben, auch daß Sie mein Leben hier so vergifteten. Guten Morgen, Sir!«

Um Mittag fand eine Besichtigung der Haussa statt. Bones schritt quer über den Exerzierplatz, klappte die Hacken zusammen und meldete die volle Stärke seiner Kompanie. Hamilton hatte ihn seit dem Morgen nicht wieder gesehen, und als der Dienst zu Ende war, ging Bones sofort wieder steif zu seinem Quartier.

Er war gekränkt.

Er fühlte sich beleidigt, daß man ihm gesagt hatte, er drücke sich vom Dienst, denn in diesem Punkt war er besonders empfindlich. Zwei Wochen lang hatte er seine Kompanie rücksichtslos gedrillt, da er einen Zug ins Innere erwartete. Vierzehn Tage lang hatte er bei jedem Wetter wie ein Eingeborener im Walde gearbeitet, hatte Scheingefechte mit Platzpatronen ausgeführt und Angriffe auf Scheinstellungen gemacht, Barrikaden gebaut - und nun mußte er sich am Ende noch sagen lassen, daß er sich vom Dienst drücke!

Sicherlich war er öfter zur Residenz gekommen, als es nötig war, denn er interessierte sich besonders dafür, ob eins seiner Rennlose gewonnen hatte. Unter Umständen hätte er bei einigem Glück ein großes Vermögen dadurch machen können.

Beim Mittagessen war Hamilton sehr liebenswürdig zu ihm, auch beim Abendbrot redete er ihm freundlich zu und meinte es auch wirklich aufrichtig.

Hamilton war in nicht geringen Schwierigkeiten. Das französisch-belgische Gebiet an der Ochorigrenze machte ihm große Sorge, denn alle schlechten Elemente dieser Gegenden

fanden dort einen Schlupfwinkel. Leute, die ihre Steuern nicht bezahlten, Mörder, Verbrecher aller Art, die Hefe aller Stämme und Nationen zogen zu dem Land der drei Hügel jenseits von Bosambos Gebiet.

In letzter Zeit waren die Ansammlungen dort besonders stark geworden. Es wurde berichtet, daß eine zahlreiche Schar von aufrührerischen Eingeborenen einen Tagesmarsch weit von der Ochorigrenze lagerte. Hamilton war davon unterrichtet. Auch früher war das schon vorgekommen, man hatte viele vergebliche Züge ins Ochoriland unternommen.

Eilmärsche durch wenig bekanntes Gebiet und das lange, ermüdende Warten auf einen Feind, der die Grenzen überschreiten sollte und dann doch nicht kam, hatten die Befürchtungen bis zu einem gewissen Grad eingeschläfert. Man mußte es eben darauf ankommen lassen. Der Gouverneur warnte Hamilton von Zeit zu Zeit und bat ihn, alle möglichen Vorbereitungen zu treffen. Sanders hatte immer geantwortet, daß die Lage an der Ochorigrenze stets aufmerksam von ihm beobachtet werde.

»Welche Gründe liegen denn jetzt wieder zur Beunruhigung vor?« fragte Bones bei Tisch.

Hamilton schüttelte den Kopf.

»Sanders' Name wirkte wie ein Zauber.«

Bones' Lippen zogen sich zusammen.

»Mein Lieber«, sagte er, »auch mein Name wirkt mit fast übernatürlicher Gewalt.«

»Ich habe bis jetzt noch nichts davon bemerkt.«

»Ich werde schrecklich populär«, sagte Bones selbstbewußt.
»Als ich das letztmal am oberen Lauf des Stromes war, kam Bosambo zehn Meilen weit herbei, um mich zu treffen und einen Tag mit mir zuzubringen.«

»Vermissen Sie nichts?« fragte Hamilton.

Bones dachte nach. »Doch«, gab er langsam zu. »Ich habe eine Menge Sachen verloren - aber der liebe, alte Bosambo würde mir doch das nicht antun - ich kenne ihn!«

»Wenn alles so klar wäre wie das! Sie haben Bosambo noch lange nicht durchschaut!«

Am nächsten Morgen wurde Hamilton um drei Uhr durch den Telegrafistenbeamten geweckt. Es war ein Codetelegramm vom Hauptquartier angekommen. Noch halb im Schlaf ging er in Sanders' Büro, um es zu übersetzen.

»Hoffe, daß Sie die Ochorigrenze streng bewachen. Nachrichten von der französischen Regierung, daß die Überschreitung durch Banden unmittelbar bevorsteht.«

Hamilton zog die Moskitoschuhe über, schlüpfte schnell in einen Rock und ging zum Quartier des Leutnant Tibbetts hinüber.

Bones bewohnte eine große Hütte am Ende der Mannschafslager. Hamilton leuchtete ihm mit seiner elektrischen Taschenlampe ins Gesicht.

»Hallo, ich habe ein Telegramm bekommen!«

Bones sprang mit beiden Beinen zugleich aus dem Bett und war sofort munter. »Ich wußte doch, daß eins meiner Pferde gewinnen würde«, brüllte er vor Vergnügen. »Ich hab' es auch geträumt...«

»Nehmen Sie sich zusammen, Sie leichtsinniges Huhn!«

Mit diesen Worten überreichte ihm Hamilton das Telegramm.

Bones las es sorgsam und wollte dem Text eine Bedeutung beilegen, die er gar nicht hatte. »Was werden Sie nun machen?« fragte er schließlich.

»Es ist nur eins zu tun«, sagte Hamilton. »Wir müssen mit allen Mannschaften, die wir nur irgendwie entbehren können, bei Tagesanbruch nach Norden aufbrechen.«

»Das haben Sie gesagt wie der gute, alte Hannibal«, rief

Bones herzlich und klopfte Hamilton auf den Rücken.

Ein schrilles Trompetensignal weckte die schlafenden Soldaten. Hamilton ging zu seinem Quartier zurück, um Vorbereitungen für die Fahrt zu treffen. Beim ersten Morgenschimmer sandte er drei Tauben an Bosambo mit einer kurzen, inhaltsschweren Nachricht.

»Besetze mit all deinen Kriegern die Grenze von Frenchiland. Ich komme mit meinen Soldaten nach, um dir zu helfen. Du hastest mit deinem Kopf dafür, daß kein Fremder ins Land kommt.«

Als die aufgehende Sonne die Kronen der Palmen vergoldete und das Zwitschern der Vögel die Morgenluft erfüllte, begann die ›Zaire‹ ihre lange Reise nach Norden. Alle Soldaten waren an Bord.

Kurz bevor der Dampfer auslief, bekam Hamilton noch ein weiteres Telegramm vom Gouverneur. Da es in offener Sprache gegeben war, zeugte es von der außerordentlichen Eile, in der Sir Robert Sanleigh es abgesandt hatte.

»Vertraulich. Angelegenheit an Ochorigrenze sehr heikel. Treffen Sie Vorkehrungen, immer mit mir in Fühlung zu bleiben.«

Einen Augenblick erwog Hamilton die Möglichkeit, Bones als Verbindungsoffizier in der Residenz zurückzulassen, um die Nachrichten nach oben weiterzubefördern. Aber nach kurzer Überlegung sah er die Nutzlosigkeit seines Planes ein. Er brauchte jede nur mögliche Hilfe, und wenn Bones auch seine Schattenseiten hatte, war er doch ein ausgezeichneter Soldat und ein treuer, braver Kamerad.

Es mochte notwendig sein, daß er seine Streitkräfte teilen mußte. In diesem Fall konnte er Leutnant Tibbetts überhaupt nicht entbehren. Aber unnötigerweise mußte er Bones noch eine Erklärung geben.

»Ich glaube, es ist viel besser, daß ich Sie im Auge behalte -

dann weiß ich wenigstens, was Sie tun!«

»Sir«, sagte Bones sehr ernst, »es kommt nicht so sehr darauf an, was ich tue, als, was ich denke. Wenn Sie nur meinen Verstand an der Arbeit sehen könnten -«

Hamilton lachte laut auf.

Mindestens drei Tage lang waren die Beziehungen zwischen den beiden Offizieren gespannt. Bones gab in regelmäßigen Zwischenräumen selbst zu, daß er übertrieben empfindlich sei, und hatte dies Hamilton auch schon zu verschiedenen Malen erklärt. Törichterweise nahm der Captain aber keine Rücksicht darauf.

Die meiste Zeit stand Hamilton auf der Kommandobrücke und kümmerte sich um die Steuerung, denn er kannte den Strom sehr gut. Bones aber saß in seiner Kabine, die man auf dem hinteren Teil des Schiffes für ihn zurechtgemacht hatte, und legte Patience. Durch lange Übung hatte er es darin zu bewundernswürdiger Fertigkeit gebracht. Als sie zur Ochoristadt kamen, fanden sie die Ortschaft verlassen, nur eine starke Wache war zurückgeblieben. Bosambo war schon am vorhergehenden Tage mit seinen Kriegern abmarschiert, nachdem er den Kriegsruf durch sein ganzes Land hatte erschallen lassen.

Er war mit tausend Kriegern aufgebrochen, aber seine Streitkräfte wuchsen lawinenartig an, als er durch das Land zog. Die große Straße, die Notiki, der Häuptling des Nordens, zur Strafe hatte anlegen müssen, gewann allmählich Gestalt, und Bosambo kam daher mit unglaublicher Schnelligkeit vorwärts.

Er kam dem Räuberhauptmann aus Angola zuvor, der sich an die Spitze einer Schar von Spitzbuben gestellt hatte, um in ein Land einzudringen, in dem nach seinen Worten Milch und Honig flossen. Auch hatte dieser Mann seinen Leuten erzählt, daß nur furchtsame Männer das Land bewachten und daß es in der Hauptsache von schönen, schlanken Mädchen bewohnt

werde. Die Akten geben seinen Namen als Kisini an, in Wirklichkeit stammte er aber aus der Kolonie Angola und hieß Bizaro - ein Name, der portugiesischen Einschlag verriet.

Schon öfter hatten die unruhigen und gesetzlosen Banden in den Wäldern jenseits der Ochorigrenze versucht, in britisches Gebiet einzubrechen. Aber die unbekannten Gefahren und die schrecklichen Gerüchte über einen gewissen weißen Distriktsgouverneur, der die Verbrechen sehr schnell räche und unglaublich viel nachforsche, hatten sie bisher abgeschreckt und zurückgehalten. Aber Jahr für Jahr mehrte sich die Anzahl, und sie schlossen sich zu bewaffneten Banden zusammen, die nur das gemeinsam hatten, daß sie außerhalb des Rechts standen, vor dem sie geflohen waren. Im Süden und im Osten standen starke französische und belgische Streitkräfte bereit, um sofort das Feuer auf sie zu eröffnen, sobald sie nur ihre platten Nasen zeigten.

Es hätte ein Napoleon dazu gehört, all die verschiedenen Gruppen zu vereinen und die Gegensätze zu überbrücken. Aber Bizaro hatte wie viele andere eitle und ehrgeizige Männer versucht, durch große Palaver so etwas wie eine Nation aus diesem Abschaum der Völker zu machen. Wenn ihm auch dieser große Plan nicht gelang, so brachte er doch vier oder fünf Banden zusammen. Diese Nachricht erhielt der französische Gouverneur durch seine Spione und gab sie nach Downing Street weiter. Von dort aus ging sie wieder zurück zur Küste und setzte Hamilton und seine Truppe in Bewegung. Sogar ein Regiment der Königlich Afrikanischen Schützen wurde zur Küste befördert und stand bereit, als Verstärkung der ersten Expedition ins Innere zu marschieren.

Bizaro hielt Heerschau über seine Krieger ab und zog dann fröhlich durch die schattigen Waldwege, auf denen die Sonnenstrahlen spielten. Er hatte sein Gesicht mit roter Farbe beschmiert und wirbelte seinen großen Elefantenspeer zwischen den Fingern. Hinter ihm marschierte seine zusammengewürfelte

Kriegerschar.

Er hatte Leute aus Französisch- und aus Belgisch-Kongo, Eingeborene aus Angola und Männer aus dem fernen Barotseland, die auf dem schnellen, gelben Kasaistrom zum Kongo gekommen waren. Auch Jäger aus den fernen Wäldern von Bongindanga, wo das Okapi haust, waren darunter. Jeder einzelne wußte sehr wohl, warum er hier war. Dies waren keine Männer, die nur wegen der Steuer vor der Regierung Bula Matadis flohen. Fast auf jeden von ihnen war ein Kopfpfeil ausgesetzt. Die meisten waren aus den Gefängnissen von Boma, Brazzaville und Equatorville oder dem weiter südlich gelegenen St. Paul de Loanda entsprungen.

Der wichtigste Übergangsplatz war N'glili*. Hier fließt ein kleiner, seichter Fluß, der nicht mehr als zwölf Speerlängen breit ist, von einem Wald in den andern. Zwischen diesen beiden Wäldern liegt eine große Lichtung, die mit dichtem Gras und Sträuchern bestanden ist. Im Frühling sind die Ufer mit weißen Blumen bedeckt, und später blühen auf dem Feld dahinter rote, wilde Anemonen.

Bei den Flüchtlingen hatte sich die Legende gebildet, daß jeder Schutz in der britischen Kolonie finde, der das ›Blutfeld‹ durchquere - so nannten sie den anemonenbedeckten Landstrich -, ohne eine Blume zu knicken.

Als Bizaro nun von weitem des Stromes ansichtig wurde und die beiden großen Bäume sah, die die Furt flankierten, sagte er: »Heute werden wir zwischen den Blumen wandeln.« Und damit bezeichnete er endgültig die Richtung seines Zuges.

»O Herr«, fragte ein furchtsamer Mann, als sie im Anblick des versprochenen Landes haltmachten, »was sollen wir tun, wenn wir in dieses fremde Gebiet kommen?«

* Vermutlich eine Verstümmelung des Wortes »englisch«. Wörtlich: Der Streikbrecher. Dies ist der Name, den die Eingeborenen der Regierung des Kongostaates gegeben haben.

»Wir werden alle fremden Männer totschiagen«, erwiderte Bizaro wohlgenut.

»Später werden sie uns um Frieden bitten, dann sollen sie uns groÙe Landstriche geben, wo wir Hütten bauen und Korn säen. Sie werden uns Frauen geben, und wir werden in Lust und Freude leben, und ich werde euer Häuptling sein und euch zu einem groÙen Volke machen.«

Sie hätten an diesem Abend noch den Strom überschreiten können und wären dann in dem neuen Lande gewesen. Aber Bizaro war ein entsprungener Verbrecher und ein träger Mann, und so entschloÙ er sich, die Nacht an der Stelle zu verbringen, wo er sich gerade aufhielt. Das wurde aber für sein Unternehmen verhängnisvoll. Denn als er früh am nächsten Morgen mit seinen Horden zum N'gilifluÙ marschierte, fand er das jenseitige Ufer von zweitausend Speerleuten besetzt, die unter dem Befehl eines Häuptlings standen, der sich durch Worte nicht erweichen lieÙ und eine anmaÙende Haltung einnahm.

»O Häuptling«, sagte Bosambo, »heute wirst du nicht durch mein schönes Blumenfeld gehen.«

»O Herr«, erwiderte Bizaro demütig, »wir sind arme Leute und suchen nach einem neuen Land.«

»Das sollst du auch haben«, sagte Bosambo grimmig, »denn ich habe meine Krieger ausgesandt, um groÙe Gruben zu graben, damit du in dem Lande ausruhen kannst, das du begehrst.«

Bizaro war unglücklich über diese Wendung und führte langsam seine sechshundert Speerleute in das Gebiet zurück, von dem er ausgezogen war. Bei seiner Rückkehr zu den verschiedenen Banden fand er, daÙ er ganz unbewußt sein Ziel, alle Gruppen zu vereinigen, erreicht hatte. Denn die Nachricht, daÙ eine bewaffnete Macht am N'gilifluÙ stehe, brachte Schrecken und Verwirrung in die Reihen der Verbrecher. Sie standen nun zwischen zwei Feinden und schlossen sich natürlich

dem Gegner an, den sie am meisten fürchteten.

Am vierten Tag nach seinem Gespräch mit Bosambo führte Bizaro fünftausend verzweifelte Männer neuerlich zu der Furt. Es entspann sich eine blutige Schlacht, die fast den ganzen Morgen andauerte und bei Sonnenaufgang wieder auflebte.

Hamilton kam gerade mit seinen Haussas an, als der eine Flügel der Streitkräfte Bosambos zurückgeschlagen wurde und die Abenteurer unter Bizaros Führung das Ochoriufer gewonnen hatten. Hamilton eilte über die Lichtung und stellte seine Leute schnell in Schlachtordnung auf.

Mit dem Säbel in der Hand raste Leutnant Bones seinen Soldaten voraus, die mit blitzenden Bajonetten über das rote Feld stürmten. Nach einem kurzen und ruhmreichen Nahkampf wurden die Eindringlinge zurückgeworfen. Ein Schnellfeuer der Haussas auf die Fliehenden vollendete den Zusammenbruch des Feindes.

»Das wäre erledigt!« sagte Hamilton.

Er schlug sein Lager auf dem Schlachtfeld auf, und die Biwakfeuer seiner Soldaten glühten rot zwischen den blühenden Anemonen.

»Haben Sie mich im Kampf gesehen?« fragte Bones ein wenig selbstbewußt.

»Nein, ich habe keine besonders hervorragende Heldentat auf Ihrer Seite bemerkt.«

»Vermutlich haben Sie nicht gesehen, wie ich mich auf einen großen, ungeschlachten Kongoneger warf«, sagte Bones nachlässig, als er eine Büchse Zunge öffnete, »zwei mit einemmal habe ich niedergestreckt!«

»Was erwarten Sie von mir?« fragte Hamilton unwirsch. »Soll ich vielleicht aufstehen und ein Hoch auf Sie ausbringen - oder soll ich Sie zum Viktoriakreuz oder einer hohen Dekoration vorschlagen?«

Bones spießte mit seiner Gabel langsam ein großes Stück Zunge aus der Büchse, bevor er antwortete. »Um Ihnen die Wahrheit zu sagen«, gab er zu, »ich habe nicht an das Viktoriakreuz gedacht, aber wenn Sie glauben, mich für die Verleihung einer Auszeichnung eingeben zu müssen wegen meines ›Mutes vor dem Feind‹, so lassen Sie Ihre Freundschaft keinen Hinderungsgrund sein!«

»Das werde ich nicht tun!« sagte Hamilton.

Eine kleine Pause entstand. Bones blickte nicht von seiner Beschäftigung auf, die augenblicklich darin bestand, ein großes Biskuit mit Marmelade zu bestreichen. Erst als er damit fertig war, fuhr er fort: »Ich habe einem der Unterhäuptlinge Bosambos das Leben gerettet - er lag auf der Erde, und drei Kerle waren über ihm. Als sie mich aber sahen, ließen sie ihre Speere fallen und flohen.«

»Vermutlich war es Ihre merkwürdig große Nase, die das fertigbrachte«, sagte Hamilton, auf den Bones' Heldentaten wenig Eindruck zu machen schienen.

»Ich stand dort«, sprach Bones weiter und überhörte die wenig schmeichelhafte Bemerkung, »und wartete auf irgendein Ereignis. Ich setzte mich den todbringenden Wurfgeschossen aus, mein Lieber, und leitete kaltblütig den Lauf der Schlacht, wenn ich so sagen darf. Es war eine der tapfersten Taten, die ich jemals sah«, fügte er bescheiden hinzu.

Er machte eine Pause, aber Hamilton hatte gerade ein großes Stück seines Zungenbrotes abgebissen und konnte deshalb nicht antworten.

»Wenn Sie mich in Ihrem Bericht erwähnen wollen«, regte Bones an, »so...«

»Machen Sie sich keine Sorge, das werde ich nicht tun!«

»Aber wenn Sie es doch täten«, bestand Leutnant Tibbetts hartnäckig und balancierte mit seinem dick mit Marmelade bestrichenen Biskuit, »so kann ich Ihnen sagen...«

»Passen Sie auf, die Marmelade läuft Ihnen in den Ärmel«, unterbrach ihn Hamilton. »Und nun seien Sie nett, Bones, und reden Sie nicht mehr davon.«

Bones seufzte.

»Die Sache ist die, Hamilton. Ich habe bis jetzt in der Armee gedient ohne Hoffnung auf eine Belohnung und habe die Ehren verachtet. Aber jetzt stehe ich in dem Alter und habe eine Position im Leben, und ich fühle, daß mir für meine Verdienste eine kleine Anerkennung zusteht als Trost für meine alten Tage.«

»Wie lange haben Sie denn in der Armee gedient?« fragte Hamilton neugierig.

»Achtzehn Monate«, erwiderte Bones, »nächste Woche werden es neunzehn - eine nette, lange Zeit, Sir!«

Hamilton verließ seinen unzufriedenen Untergebenen und machte die Runde um das Lager. Das rote Feld, wie er es nannte, war in Wirklichkeit eine tiefliegende Wiese, die sich steil nach dem Flußufer hin senkte, noch steiler aber auf der anderen Seite nach dem Ochoriwald zu hob. Er hatte einige Erfahrung in der Taktik der Eingeborenen, und obgleich seine Späher berichteten, daß der Feind tatsächlich auf dem Rückzug begriffen sei und der nächste Trupp fünf Meilen entfernt lagere, stellte er doch eine starke Feldwache an der anderen Seite des Flusses auf und zog eine weitere Linie von Wachtposten um das Lager. Den Sergeanten Abibu beauftragte er damit, den kleinen Fluß im Auge zu behalten, der schnell zwischen seinen Ufern dahinfloß. Zwei Tage lang wachte Abibu, aber er hatte nichts Besonderes zu melden.

Die Späher aber, die die Bewegungen Bizaros und seiner übriggebliebenen Leute beobachteten, brachten die Botschaft, daß der Hauptteil seines Heeres auf geheimnisvolle Weise verschwunden sei. Um Hamiltons unsicheres Gefühl noch zu erhöhen, kam über die Residenz und die Ochoristadt eine

Nachricht vom Gouverneur zu ihm.

»Machen Sie sich bereit, auf meine erste dringende Botschaft sich auf Ochoristadt zurückzuziehen. Die belgische Regierung reklamiert das ganze Land zwei Meilen südlich vom N'glilifluß als zu ihrem Gebiet gehörig. Sehr heikle Lage. Internationale Komplikationen befürchtet. Ich vertraue Ihrem Taktgefühl. Aber ziehen Sie sich schnell zurück, wenn Sie meine Befehle erhalten.«

»Überlassen Sie das nur mir«, sagte Bones, als Hamilton ihm die Botschaft vorlas. »Habe ich Ihnen schon einmal erzählt, daß ich früher die Absicht hatte, in den diplomatischen Dienst zu treten?«

Die Wahrheit über die Lage an der Ochorigrenze ist niemals ganz preisgegeben worden. Man bedenke, daß drei starke, imperialistische Nationen den Bau einer Eisenbahn quer durch Afrika planten, um die Quellen des Innern zu erschließen. Aber jeder Staat dachte sich diese Eisenbahn natürlich nach seinem System. Einigkeit herrschte nur darüber, daß die Linie die Ochorigrenze berühren müsse. So kann man ungefähr verstehen, warum der Besitz dieses kleinen, nur zwei Meilen breiten Landfetzens von jeder beteiligten Nation mit so großem Nachdruck gefordert wurde.

Als die Nachricht nach Europa kam, daß eine Abteilung britischer Haussa die Ufer des N'gliliflusses besetzt und einer Schar von Verbrechern eine Niederlage zugefügt habe, hätte die zivilisierte Welt Captain Hamilton und seinem tapferen Leutnant eigentlich dankbar sein müssen. Aber die Gefühle wurden doch sehr beeinträchtigt durch die Frage, ob Captain Hamilton und seine Haussa denn überhaupt berechtigt waren, auf das ›Rote Feld‹ vorzustoßen. Der Telegraf spielte zwischen Brüssel und Paris und Paris und London und London und Brüssel und gab in den merkwürdigen Redewendungen der Diplomatie heftige Feststellungen von Ansprüchen kund.

England konnte von seinem Standpunkt, den es einmal eingenommen hatte, nicht abgehen und betonte das sowohl Frankreich wie Belgien gegenüber. Es wurde mitgeteilt, daß man sich auf keinen Kompromiß einlassen würde, aber zu gleicher Zeit gab man heimlich Befehl, die Truppen, die Veranlassung zu diesem ganzen diplomatischen Streit waren, zurückzuziehen. Dieser Befehl wurde aber gleich darauf wieder zurückgenommen, denn die Rede eines zu gesprächigen belgischen Ministers gab dazu Veranlassung. Der Gouverneur der Gebiete erhielt um Mitternacht die offizielle Instruktion: »Teilen Sie Hamilton mit, daß er die Stellung unter allen Umständen halten und die Grenze gegen jedermann verteidigen soll.«

Diese Botschaft wurde weitergegeben.

Nun existiert beim britischen Kolonialdienst und allen Ämtern, die mit ihm in Verbindung stehen, für dringende Notfälle ein Code, der aus den Rollen verschiedener Shakespearescher Dramen zusammengestellt ist.

Ich sage ›es existiert‹, besser wäre zu sagen, ›es existierte‹, denn der Code ist inzwischen ja wesentlich geändert worden.

Jeder Beamte des Kolonialdienstes wußte, ohne daß er ein Buch aufzuschlagen brauchte, daß das Wort ›Ophelia‹ bedeutete: ›Unruhen bei Eingeborenen werden aus Ihrem Distrikt gemeldet, berichten Sie sofort!‹

›Polonius‹ hieß für ihn: ›Sofort vorgehen!‹

›Mercutio‹ befahl: ›Rückzug!‹

Erhielt er das Wort ›Banquo‹, so las er darin: ›Halten Sie Ihre Position, bis weitere Befehle eintreffen.‹

Und ›Banquo‹ war auch das Wort, das der Gouverneur durch den Telegrafen weitergab.

Sergeant Abibu hatte sich an den Ufern des N'gliliflusses festgesetzt und nicht bemerkt, daß der Fluß an Stärke nachließ

und seine Tiefe änderte. Es wäre gut gewesen, wenn er sich darum gekümmert hätte.

Bizaro, der zehn Meilen weiter westlich im Wald lagerte und der die Taktik der Eingeborenen anwandte, fand, daß es unnötig war, den Fluß in ein ganz neues Bett zu leiten.

Die Natur kam ihm in wundervoller Weise zu Hilfe. Er war dem Fluß durch den Wald gefolgt, bis er eine Stelle erreichte, wo er eine Viertelmeile breit war.

Hier fand er überdies einen Damm, den hundert Mann in einem Tag durchstechen konnten, selbst wenn sie sich bei ihrer Arbeit nicht sehr anstrebten.

Bizaro war kein Ingenieur, aber er hatte den Instinkt der eingeborenen Waldbewohner für die Höhe des Wasserstandes und alles, was damit zusammenhängt. Wenn er diesen Damm durchstach, wurde das ›Rote Feld‹ vollständig unter Wasser gesetzt.

»Wir wollen die Hunde ertränken«, sagte er zu seinen Unterhäuptlingen, »und nachher werden wir in das Land gehen und es uns nehmen.«

Hamilton sah diese Gefahr voraus. An den Anzeichen des Bodens erkannte er, daß die große Talsenke schon öfter überschwemmt worden war. Aber seit der letzten Überflutung waren anscheinend schon viele Jahre vergangen. Er konnte jedoch die Stellung, die er eingenommen hatte, nicht aufgeben, ohne seinen Vorgesetzten zu enttäuschen. Auch andere Gründe sprachen dagegen.

Bosambo erklärte ihm ganz offen, daß er dafür sei, sich wieder nach der Ochoristadt zurückzuziehen.

»Warum, o Herr, sitzen wir hier«, fragte er, »und schauen auf das Wasser dieses kleinen Stromes, in dem es keine Fische gibt, und auf das große, häßliche Land, wenn doch meine schöne Stadt da ist, wo ich dich, o Herr, empfangen kann? Wir wollen große Tänze und Feste dort abhalten.«

»Eine hervorragende Idee«, murmelte Bones.

»Ich warte auf ein Buch«, sagte Hamilton kurz. »Wenn du gehen willst, kannst du deine Krieger nehmen und mich verlassen.«

»O Herr«, sagte Bosambo, »du bringst mich in Schande.« Man sah ihm an, daß er sich selbst Vorwürfe machte.

»Ich bin sehr erstaunt über Sie, Hamilton«, murmelte Bones.

»Behalten Sie Ihre teuflischen Bemerkungen für sich. Ich sagte Ihnen doch, daß ich auf neue Befehle warten muß.«

Den Rest des Abends war er schweigsam. Er saß in seinem Kanevasstuhl, um die Nacht im Halbschlaf zuzubringen, als ein mit Staub bedeckter Bote aus der Ochoristadt kam und ihm ein Telegramm brachte, das nur ein Wort enthielt.

Hamilton las es und wußte nicht, was er dazu sagen sollte. »Was mag das wieder bedeuten?«

Das Wort war jedoch vollkommen klar und eindeutig. Ein Trompetensignal rief die Haussa in Reih und Glied, und die Trommeln versammelten die Krieger Bosambos.

Eine halbe Stunde nach dem Empfang des Telegramms befand sich die ganze Kolonne auf dem Rückmarsch.

Sie durchkreuzten die große Wiese in der Dunkelheit und kletterten an den Abhängen des Waldes in die Höhe, als sie plötzlich ein starkes Brausen hörten, das näher und näher kam.

Der Himmel war klar, und ein schneller Blick sagte Hamilton, daß kein Sturm zu fürchten war. Plötzlich wußte er, was ihnen bevorstand.

»Laufschritt, marsch, marsch!« rief er seiner Truppe zu.

Nackte Ochorikrieger und uniformierte Haussas flohen durch das Dunkel auf das höher gelegene Gelände.

»Gerade noch zu rechter Zeit!« sagte Hamilton grimmig. »Es scheint fast so, als ob der Gouverneur das gewußt hat!«

Sie kamen zur Ochoristadt zurück. Hamilton sandte ein langes Telegramm an die Regierung, das er durch einen Eilboten zur Residenz schickte.

Dieses Telegramm räumte viele Schwierigkeiten aus dem Weg, denn das strittige Gebiet war nun für immer unter Wasser gesetzt, und wo früher die roten Anemonen blühten, dehnte sich jetzt ein zwei Meilen breiter, ruhiger See aus.

In der Ochoristadt erwartete Hamilton eine unangenehme Überraschung. Es war ein anerkennendes Telegramm des Gouverneurs angekommen, mit dem sogar Bones zufrieden war. Aber es stand auch darin: Warum haben Sie sich zurückgezogen trotz dringenden Befehls, die Position zu halten? Ich sandte Ihnen doch das Codewort ›Banquo‹.«

Erst später erfuhr Hamilton, daß der Bote, der diese wichtige Nachricht brachte, ihn während des Rückmarsches durch den Wald verfehlt hatte.

»Banquo!« sagte Hamilton verwirrt. »Ich hatte aber doch den Befehl erhalten, mich zurückzuziehen!«

»Üble Sache«, tröstete ihn Bones mitfühlend. »Der lieben alten Exzellenz muß man nur einmal gut zureden. Sind Sie denn auch sicher, mein Lieber, daß Sie das Telegramm nicht falsch verstanden haben?«

»Hier ist es«, sagte Hamilton. »Aber ich muß gestehen, daß ich die Zahlen nicht begreife.«

Er überreichte es Bones.

»Mercutio 17178.«

Bones betrachtete es einen Augenblick, dann verging ihm fast der Atem. Feierlich streckte er die Hand aus und ergriff die Rechte seines erstaunten Vorgesetzten.

»Mein Lieber«, sagte er mit fast gebrochener Stimme, »gratulieren Sie mir, ich habe ein Rennlos gewonnen!«

»Ein Rennlos?«

»Jawohl, und zwar in Cambridgeshire! Wie Sie sehen, habe ich ein Los mit der Nummer 17178 in meiner Tasche, lieber Freund! Und da Mercutio gewonnen hat, lade ich Sie hiermit in unserem Urlaub zu dem opulentesten Diner im ›Ritz‹ ein!«

Die Seele der Eingeborenenfrau

Die Ankunft des Postdampfers war immer ein Freudenfest für die jüngeren und selbst für die älteren Leute. Sanders aber haßte die Posttage, weil sie ihm einen ganzen Berg von Regierungskorrespondenzen brachten. Und die Regierung setzte sich nicht mit der Feder in der Hand hin, um ihm auf zartfarbenen Briefbogen Grüße zu schicken oder ihm nette Skandalgeschichten von seinen verschiedenen Freunden zu berichten.

Die Regierung erzählte ihm nur allerhand haarsträubende Dinge, die sich aber immer auf seine eigene Person oder auf seine Arbeit bezogen, die noch zu tun war, um Downing Street zufriedenzustellen.

Hamilton hatte eine Schwester, die ihm jede Woche schrieb. Dann gab es noch eine andere junge Dame...

Aber seine Briefe waren ein bescheidener Anteil im Vergleich zu der großen Post, die Leutnant Tibbetts bekam.

Bones erhielt immer ein dickes Paket Briefe und unzählige Pakete und konnte dann stundenlang an dem großen Tisch sitzen. Dabei pfiff er eine kleine Melodie vor sich hin und murmelte unzusammenhängende Worte. Es war geradezu unerhört, wie er es verstand, seine Briefe mit lauten Randbemerkungen zu versehen. Das ärgerte Hamilton natürlich. Kaum hatte Bones seine Briefe geöffnet und war halb mit der Lektüre fertig, als er auch schon anfang, sich mit dem Schreiber zu unterhalten.

»... arme Seele... o meine Liebe... was für ein verrückter alter Esel... ach, sieh mal an... das würde ich nicht tun, Billy...«

Hamilton stellte fest, daß die Post seines Leutnants eher zu- als abnahm.

»Sie müssen eine Masse Schulden haben!« sagte er eines Tages zu ihm.

»Wie?«

»All diese Briefe!« Hamilton zeigte auf den Boden, der mit leeren Kuverts übersät war. »Vermutlich mahnt man Sie wegen Rückzahlung...«

»Mein lieber Freund«, sagte Bones strahlend, »diese Briefe sind nur ein Zeichen dafür, wie beliebt und populär ich bin - unglaublich populär, Sir!« Er schluckte ein wenig, als er zwei elegante Kuverts aus dem Haufen von Briefen herausfischte. »Sie haben wahrscheinlich dieses Hochgefühl noch nicht gekostet, aber ich versichere Ihnen, es belebt, es erfrischt, es tut wohl!«

»Ganz verrückt!« sagte Hamilton und wandte sich wieder seiner eigenen Korrespondenz zu.

Bones arbeitete seine Post systematisch durch. Hin und wieder schlug er ein kleines Notizbuch auf, das in Maroquinleder eingebunden war. (Man sah daraus, daß er sorgfältig über jeden Brief Buch führte, den er nach Hause schrieb, und daß er sich über den Inhalt, das Abgangsdatum und die Antwort Bemerkungen machte.) Briefeschreiben war eine Leidenschaft von ihm geworden. Fast jeden Abend schrieb er lange Briefe an seine Freunde - meistens junge Mädchen -, und er war plötzlich in seiner Heimat berühmt geworden wegen seiner eindrucksvollen und bildhaften Erzählungsgabe.

Hamilton kam durch Zufall dahinter. Er erhielt einen Brief von seiner Schwester, der ihm die Augen öffnete. Sie erwähnte darin, daß sie gerade bei guten Freunden von Bones zu Besuch gewesen sei. Natürlich nannte sie ihn nicht Bones, sondern Mr. Tibbetts.

»Ich würde ihn gar zu gern kennenlernen«, schrieb sie. »Er muß ein sehr interessanter Mann sein. Aggie Vernon bekam gestern einen Brief von ihm, worin er seine schrecklichen

Erlebnisse auf einer Löwenjagd schildert. Von einem Löwen verfolgt zu werden, der einen fängt und in sein Lager schleppt, muß doch fürchterlich sein! Mr. Tibbetts spricht aber sehr bescheiden darüber. Dann schrieb er Aggie noch, daß er nur dadurch entkommen konnte, daß er dem Löwen mit seinen Fingern die Augen austach. Aber von seinen späteren Erlebnissen berichtete er nichts mehr. Übrigens hat mir Aggie gesagt, daß du einen schweren Fieberanfall hattest und Mr. Tibbetts dich einige Meilen weit bis zum nächsten Doktor schleppte. Ich wünschte, du würdest mir diese Dinge nicht verheimlichen. Du mußt mir alles schreiben, auch wenn es noch so schlimm ist. Ich hoffe, daß dein interessanter Freund glücklich von seiner gefährlichen Expedition ins Innere zurückgekehrt ist. Er wollte gerade aufbrechen, als er seinen Brief abschickte, und schrieb von den geringen Aussichten, davon wieder gesund zurückzukehren...«

Hamilton las den Brief wieder und wieder und ließ endlich Bones zu sich rufen.

Fröhlich und glückstrahlend kam er daher.

»Ich habe eben einen Brief über Sie bekommen, Bones«, sagte Hamilton leichthin.

»Über mich, Sir? Wohl vom Kriegsministerium? Habe ich eine Auszeichnung bekommen oder etwas dergleichen?« fragte er besorgt.

»O nein, nichts so Tragisches. Es ist nur ein Brief von meiner Schwester, die bei der Familie Vernon zu Besuch ist.«

Bones wurde plötzlich feuerrot.

»Was für ein bescheidener Kerl Sie doch sind!« sagte Hamilton voll Bewunderung. »Sie haben ganz allein eine Löwenjagd erlebt und niemandem ein Wort davon verraten!«

Bones schickte sich an, sich zu entschuldigen.

»Ich habe bis jetzt nicht einmal gewußt, daß es in diesem

Land überhaupt Löwen gibt«, fuhr Hamilton erbarmungslos fort. »Lügner wohl, aber Löwen nicht. Aber es ist ja möglich, daß Sie welche mitgebracht haben. Aber Sie sollten doch wissen, daß es bei Löwenjagden als ein Akt äußerster Roheit gilt, den Tieren mit den Fingern die Augen auszustechen? Auch verrät es wenig Waidmannsgefühl, das zu sagen. Und außerdem muß der Löwe entsetzliche Qualen gelitten haben.«

Bones schnitt verzweifelte Grimassen.

»Was würden Sie dazu sagen, wenn ein Löwe seine Finger in Ihre Augen steckte?« fragte Hamilton ernst. »Übrigens, Bones ich muß Ihnen noch meinen größten Dank aussprechen.«

Er erhob sich, nahm die Hand des widerstrebenden Bones in die seine und drückte sie herzlich.

»Ich danke Ihnen«, sagte er mit gebrochener Stimme, »daß Sie mir das Leben gerettet haben.«

»Aber ich bitte Sie -«, begann Bones schwach.

»Einen Mann achtzig Meilen weit auf dem Rücken fortzutragen, ist keine Kleinigkeit, Bones, besonders, wenn ich während der Zeit noch bewußtlos war -«

»Ich habe nicht behauptet, daß Sie das Bewußtsein verloren hatten, Sir.« Leutnant Tibbetts wußte nicht, was er weiter sagen sollte. Er war so rot wie eine Paonie.

»Und doch hatte ich kein Bewußtsein«, bestand Hamilton, »und auch jetzt weiß ich noch nichts von der Sache. Ich kann mich nicht an Ihre heroische Tat erinnern, Bones, aber ich danke Ihnen jedenfalls.«

»Lassen Sie mich doch aufklären -«

»Dann diese gefährliche Expedition, zu der Sie ausgezogen sind, eine Expedition, von der Sie nicht wieder zurückkehren wollten -«, sagte Hamilton. »Das ist die beste Geschichte, die ich seit Jahren gehört habe.«

»Sir«, erwiderte Bones in höchster Erregung, »ich bin

erledigt. Die unterhaltsamen Märchenerzählungen, die ich schrieb, um sozusagen das Krankenbett eines unschuldigen Kindes zu erheitern, sind auf mein Haupt zurückgefallen.«

»O Bones, Bones!« lachte Hamilton.

»Sie müssen nicht denken, daß ich ein vollkommener Lügner bin«, begann Bones ernst.

»Das glaube ich ja auch gar nicht. Im Gegenteil, Sie sind der unvollkommenste, der mir jemals begegnet ist.«

»Ich bin ein Romancier, mein Herr!« Bones stand stramm und salutierte. Hamilton wußte nicht recht, ob dieser Gruß ihm oder dem romantischen Geist gelten sollte oder ob sich Bones diesen Salut in reiner Bewunderung eigener Größe selbst zudachte.

»Also, ich muß Ihnen sagen -«, erklärte Bones vertrauensvoll, »ich schreibe nämlich ein Buch!« Er trat einige Schritte zurück, um die Wirkung seiner Worte besser beobachten zu können.

»Worüber?« fragte Hamilton neugierig.

»Über Dinge, die ich erlebt und gesehen habe«, sagte Bones möglichst ausdrucksvoll.

»Ach so - eins von diesen kleinen Westentaschenbüchern?«

Bones schluckte die Beleidigung hinunter.

»Man hat bei mir angefragt, ob ich ein Buch schreiben wolle über meine Abenteuer und solche Dinge. Natürlich brauchen sie sich nicht wirklich ereignet zu haben -«

»Dann haben Sie recht, Bones. Wenn Sie ein Buch über Erlebnisse schreiben, die Sie nicht erlebt haben, dann sind dem Umfang und der Größe Ihres Werkes keine Schranken gesetzt.«

»Sie sind ein netter, grausamer alter Offizier, Sir«, sagte Bones, dem die kalte Ironie seines Chefs auf die Nerven fielen. »Ich meine es sehr ernst damit. Das ganze Land hier bietet unendlich reichen Stoff, und jeder sagt, daß ich ein Buch darüber schreiben müsse. Ich bin doch schon zwei Monate hier, zum Donnerwetter.«

»Mir scheinen es Jahre zu sein«, stöhnte Hamilton.

Bones meinte es wirklich so, wie er es sagte. Er sammelte Stoff zur Veröffentlichung eines Buches und träumte schon von einer großen literarischen Karriere und davon, daß man ihn schließlich zum Mitglied des Athenäumklubs machen würde. Es war wie eine Erleuchtung über ihn gekommen, daß er zu diesem Beruf ausersehen sei. Eine Woche, nachdem er sich endgültig dazu entschlossen hatte, seine Gaben als Schriftsteller zu nutzen, war die Post, die er absandte, schwerer denn je. Dreiundzwanzig englischen und amerikanischen Verlegern, deren Namen er einem kleinen Handbuch entnommen hatte, machte er den geschäftlichen Vorschlag, ein Buch von etwa 316 Seiten Umfang herauszugeben, Type und Satzspiegel wie beigefügtes Muster. Das Buch sollte den Titel führen:

Mein wildes Leben unter den Kannibalen von Augustus Tibbetts, Haussa-Leutnant, Mitglied der Königlich Geographischen Gesellschaft, Mitglied der Königlich Asiatischen Gesellschaft, Mitglied der Ethnologischen Gesellschaft und des Klubs der jüngeren Armeeoffiziere

Bones bekleidete zwar alle diese Ehren nicht, mit Ausnahme der letzten, aber er sagte sich, daß es bald dazu kommen werde, wenn sein Buch erst ein großer Erfolg war. Kaum hatte er aber seine Briefe aufgegeben, so änderte er seine Absicht wieder und schrieb dreiundzwanzig weitere Briefe an dieselben Verleger mit einem neuen Titel:

Die Schreckensherrschaft der Wilden

Einige Beobachtungen der Gewohnheiten und Gebräuche wilder Stämme von Augustus Tibbetts, Leutnant

Es war unmöglich, Bones einzuschüchtern oder ihn von einem einmal gefaßten Vorsatz abzubringen. Er schrieb in jedem freien Augenblick unentwegt an seinem großen Buch. Seine gewöhnliche Korrespondenz litt schwer darunter, aber er war in dieser Beziehung rücksichtslos gegen sich und andere. Hamilton

schickte ihn nach Norden, um die Hüttensteuer einzutreiben. Bones weigerte sich zuerst, den Befehl auszuführen, da er fest davon überzeugt war, daß Hamilton ihn nur an seiner Arbeit hindern wolle.

»Natürlich werde ich Ihnen gehorchen, wenn Sie mir einen Befehl in Übereinstimmung mit den Dienstvorschriften und all dem anderen Unsinn geben, aber glauben Sie mir, Sir, Sie begehen ein Unrecht an der Literatur. Ungeborene Generationen werden Rechenschaft von Ihnen fordern -«

»Nun aber Schluß!« sagte Hamilton ärgerlich.

Bones fand, daß ihm die Fahrt nach oben für das Schreiben seines Buches gut zustatten komme. Denn er brauchte Informationen aus erster Hand über viele interessante Dinge. Er nahm große Hefte auf seine Reise mit, auf die er Schilder geklebt hatte mit Aufschriften wie »Die Eingeborenengebräuche«, »Tänze«, »Ju-Jus«, »Alte Legenden«, »Mythologie« usw. Die Hefte waren fast alle leer und stellten beabsichtigte Kapitel seines großen Werkes dar. Es wäre wahrscheinlich alles gutgegangen mit Bones. Viele leere Seiten hätte er leicht mit seiner großen Handschrift füllen können, und wenn das Buch erst einmal gedruckt war, hätte es schon seinen Weg zu den billigen Buden des Farringdon-Marktes gefunden, wo es in beschmutzter Herrlichkeit neben den besten Werken unserer Zeit gelegen hätte. Aber Bones hatte plötzlich einen hervorragenden Einfall. Es gab ein Kapitel, das interessanter als alle anderen werden sollte. Er schrieb die verlockende Ankündigung in schönen Buchstaben und unterstrich sie zweimal:

»Die Seele der Eingeborenenfrau«.

Es war ein wunderbarer Titel. Er klang gut, entsprach dem ersten Thema und steckte voller Möglichkeiten. »Die Seele der Eingeborenenfrau«, wiederholte Bones in ekstatischer Begeisterung und Selbstbewunderung. Und nachdem er sich nun

diesen Vorwurf gewählt hatte, wollte er auch etwas darüber herausfinden.

Bosambo hätte zu jener Zeit, wenn er es gewollt und literarische Fähigkeiten besessen hätte, viele Bücher über Frauen schreiben können. Sie hätten allerdings nur von einem Mädchen gehandelt, das D'riti hieß...

D'riti war fünfzehn Jahre alt, herrlich gewachsen, trug ihr Haupt stolz erhoben und war sehr hochmütig, denn sie war die Tochter von Bosambos Haupttratgeber und die Enkelin eines Ochorikönigs. Außerdem besaß sie den Ehrgeiz, Bosambos Frau zu werden.

»Dies ist ein schlechtes Palaver«, sagte Bosambo, als ihr Vater ihm diesen Vorschlag machte, »denn du weißt, meine Frau ist mir tausend Frauen wert.«

»O Herr, ich werde dir zehntausend Frauen wert sein«, entgegnete D'riti kühn, die bei der Unterredung zugegen war. »Auch ist es vorhergesagt bei meiner Geburt, daß ich einen König heiraten werde oder einen, der größer ist als ein König.«

»Das bin ich«, sagte Bosambo, der seine Verdienste selbst nicht schmälerte, »aber es kann nicht sein.«

So verheirateten sie D'riti an den Sohn eines Häuptlings, der sie schlug, bis sie ihm eines Tages einen Blechtopf an den Kopf warf, der davon zerbeult wurde. Darauf schickte er sie zu ihrem Vater zurück und verlangte seine Morgengabe wieder, außerdem den Preis für den Kochtopf.

D'riti hatte einen großen Anhang, denn sie war eine berühmte Tänzerin und hatte einen geschmeidigen und schönen Körper. Sie hätte sich leicht wieder verheiraten können, aber sie verachtete die gewöhnlichen Männer so sehr, daß keiner um sie anzuhalten wagte. Auch war die Geschichte mit dem eisernen Kochtopf noch in frischer Erinnerung. So lebte sie müßig in dem Dorf ihres Vaters. Wenn die hochgewachsene, mädchenhafte

Frau durch die Straßen ging, schauten ihr alle nach, wie sie sich in den schönen Hüften wiegte. Viele begehrten sie, aber keiner fragte um ihre Hand.

Sie kannte die Männer zu gut, um ihnen zu trauen. Mit einer fast unheimlichen Intuition, die gewisse Frauen aller Rassen besitzen, hatte sie die Männer durchschaut. Sie sprach mit einer so bewußten Überlegenheit von ihnen, daß die Leute, die in Hörweite waren und ihre beißenden Bemerkungen vernahmen, böse über sie wurden und sie ein schamloses Weib nannten.

So standen die Dinge, als die ›Zaire‹ nach Ochoristadt kam. Bones war von freudiger Hoffnung erfüllt.

Denn wer konnte ihm besser über das Problem der Seele der Eingeborenenfrau Auskunft geben als Bosambo, der bereits sein Vertrauter und Busenfreund geworden war und wunderbarerweise eine offene Zuneigung zu seinem neuen Herrn gefaßt hatte. Nach einer langen Verhandlung über die Abgaben konnte Bones endlich auf sein Ziel losgehen.

»Bosambo, die Leute sagen, daß du sehr weise bist. Erzähle mir etwas von den Frauen der Ochori.«

Bosambo schaute Bones etwas verdutzt an. »O Herr«, sagte er, »wer kennt die Weiber? Denn steht es nicht geschrieben in der heiligen Sure des Djin, daß die Weiber und der Tod jenseits jeglichen Verstehens sind?«

»Das mag wohl wahr sein«, erwiderte Bones, »aber sieh her, ich mache ein Buch von weisen und wundervollen Dingen, und es wäre weder weise noch wundervoll, wenn nicht ein Wort über die Frauen gesprochen würde.«

Er erklärte ernst, daß er die Seele der Eingeborenenfrau kennenlernen und etwas von ihren Gedanken, ihren Träumen und ihren letzten Wünschen erfahren müsse.

»O Herr«, sagte Bosambo, nachdem er lange und tief nachgedacht hatte, »gehe zu deinem Schiff zurück. Ich werde dir ein Mädchen senden, das mit großer Weisheit denkt und spricht,

und wenn du dich mit ihm unterhältst, wirst du mehr erfahren, als ich dir jemals erzählen kann.«

Gegen Sonnenuntergang kam D'riti auf die ›Zaire‹. Sie war nackt bis zur Mitte und trug nur einen dünnen Rock aus feiner Seide, den ihr Vater von der Küste mitgebracht hatte. Sie hatte ihn eng um sich geschlungen, aber doch nicht so eng, daß er sie am Gehen hinderte. Plötzlich stand sie vor Bones, der durch ihren Anblick außer Fassung geriet. Eine ihrer schmalen Hände stützte sie auf die Hüfte, neigte den Kopf ein wenig zu ihm und schaute ihn aus dunklen, langbewimperten Augen fragend an.

Bones sah, daß sie viel schöner war als alle Eingeborenenfrauen. Sie hatte eine gerade, schmale Nase, volle Lippen, die aber nicht wulstig waren. Sie war eine Ochorifrau, und die Ochoris sind entfernt mit den Araberstämmen verwandt.

»O Herr, der König Bosambo sandte mich, um mit dir über Frauen zu sprechen«, sagte sie einfach.

»Das kann ja gut werden!« sagte Bones zu sich selbst und wurde rot.

»O D'riti«, begann er verlegen, »es ist wahr, ich wollte über Frauen sprechen, denn ich mache ein Buch, das alle weißen Leute lesen werden.«

»Deswegen bin ich gekommen. Nun höre, o mein Herr. Ich werde dir von Frauen erzählen und von all ihren Gedanken, von ihrer Liebe zu den Männern und von der sonderbaren Art, wie sie ihre Liebe zeigen. Auch von Kindern -«

»Meine Liebe«, sagte Bones laut, »ich wünsche keine vertraulichen Mitteilungen.«

An ihrem Stirnrunzeln sah er, daß sie ihn nicht verstand.

»O Herr, ich werde dir alles sagen«, sprach sie sanft. »Denn du hast ein freundliches Gesicht, und ich sehe, daß dein Herz rein ist.«

Und nun begann sie, und Bones hörte mit offenem Munde

zu...

Später fühlte er, wie sich ihm die Haare sträubten. Er versuchte zu protestieren, aber sie ließ sich nicht stören. Mit rückhaltloser Eindeutigkeit sprach sie über Dinge, über die man niemals spricht. Es war unmöglich, ihr Einhalt zu gebieten.

»Gütiger Himmel!« stöhnte Bones.

Sie erzählte ihm, was Weiber von Männern denken und was sich die Männer über die Gedanken der Weiber einbildeten. Und es lag ein ganz gewaltiger Unterschied darin, wenn man ihren Worten Glauben schenken durfte.

Er fragte sie, ob sie verheiratet sei.

»O Herr«, sagte sie schließlich und sah ihn nachdenklich an, »es steht geschrieben, daß ich einen Mann heiraten soll, der größer ist als die Häuptlinge.«

»Ich will auch wetten, daß dem so ist«, dachte Bones, und dabei kam ihm der Angstschweiß.

Als sie sich verabschiedete, nahm sie seine Hand und preßte sie an ihre Wange.

»O Herr«, sagte sie sanft, »morgen, wenn die Sonne am Untergehen ist, werde ich wiederkommen und dir mehr erzählen...«

Bones fuhr vor Tagesanbruch fort. Er hatte alles von ihr erfahren, was er für sein Buch brauchte, und noch viel mehr. Als er den Fluß hinunterfuhr, machte er an mehreren Plätzen halt.

Bei Ikan ließ er die ›Zaire‹ für die Nacht festmachen. Während seine Leute das Feuerholz an Bord schafften, setzte er sich nieder, um das aufzuschreiben, was er gestern erfahren hatte. Er war noch eifrig an der Arbeit, als Abibu zu ihm kam.

»O Herr«, sagte er, »eben ist die Frau in einem schnellen Kanu gekommen, die gestern abend mit dir gesprochen hat.«

»Donnerwetter!« Bones wurde blaß. »Sage ihr, daß ich nicht da bin.«

Aber D'riti kam in diesem Augenblick schon um die Ecke des Deckhauses, scheu und bescheiden, aber doch mit einem gewissen Zutrauen.

»O Herr«, sagte sie, »siehe, ich bin hier, deine arme Sklavin. Es gibt noch viele wunderbare Dinge über Frauen, die ich dir nicht erzählt habe...«

»O D'riti«, sagte Bones verzweifelt, »ich weiß alles, und es ist nicht schicklich, daß du mir nachfolgst und dich so weit von zu Hause entfernst. Du setzt dich bösem Gerede aus.«

Er sandte sie zu der Hütte der Frau des Häuptlings M'limfobini von Ikan und gab Anweisung, daß sie am nächsten Morgen nach Hause zurückgeschickt werden sollte. Dann machte er sich wieder an die Arbeit, aber er fand sie jetzt sehr langweilig. Er traf alle Vorsichtsmaßregeln, daß sich das am folgenden Tag nicht wiederholen konnte.

Beim Morgengrauen fuhr er den Fluß in voller Fahrt hinunter und hielt bis zum Abend nirgends an, so daß er nur noch eine kurze Tagesreise von der Residenz entfernt war.

»Heute wird mich das arme, neue Ding nicht mehr einholen«, sagte er zufrieden und entdeckte gleich darauf, daß sich das arme, nette Ding in der Nacht hinter einem Stoß Feuerholz auf dem Dampfer versteckt hatte.

»Das ist aber schrecklich unangenehm«, sagte Hamilton und hustete.

Bones schaute seinen Vorgesetzten mit einem ergreifenden Blick an. »Es ist ganz verteufelt unangenehm, Sir«, gab er traurig zu.

»Sie will nicht zurückkehren?«

Bones schüttelte den Kopf. »Sie sagt, ich bin für sie der Mond und die Sonne, und all solche verrückten Dinge«, seufzte er und trocknete seine Stirn.

»Schicken Sie die Frau einmal zu mir«, sagte Hamilton.

»Seien Sie aber freundlich«, bat Bones, dem elend zumute war. »Nach allem scheint das arme Mädchen in mich verliebt zu sein. Sir - das menschliche Herz -, ich weiß nicht, warum sie eine Neigung zu mir gefaßt hat.«

»Ich weiß es auch nicht«, sagte Hamilton kurz. »Wenn sie verrückt ist, werde ich sie zum Missionskrankenhaus an die Küste schicken.«

»Sie haben ein hartes und kaltes Herz«, sagte Bones traurig.

D'riti kam, bereit, ihren ganzen Ärger und ihre Beredsamkeit auf Hamilton loszulassen. Sie drohte sogar in Feindseligkeiten auszuarten.

»D'riti«, sagte Hamilton, »morgen werde ich dich zu deinem Volk zurückschicken.«

»O Herr, ich bleibe bei Tibbetti, der die Frauen liebt und glücklich ist, wenn er von ihnen sprechen kann. Und eines Tages werde ich sein Weib sein, denn dies ist prophezeit worden.« Dabei schaute sie den armen Bones zärtlich an.

»Das ist unmöglich«, sagte Hamilton ruhig. »Denn Tibbetti hat drei Weiber. Sie sind alt und böse -«

»O Gott!« jammerte Bones.

»Und sie werden dich schlagen - auch mußt du Holz und Wasser tragen!« fuhr Hamilton fort. Er sah, wie D'ritis Gesicht einen Ausdruck der Furcht zeigte. »Und außerdem ist mein Herr Tibbetti verrückt, denn bei Vollmond tritt Schaum vor seinen Mund, dann beißt er und brüllt fürchterlich!«

»Gemeine Arglist!« seufzte Bones.

»Gehe deshalb, D'riti!« sagte Hamilton. »Und ich werde dir ein Stück feines Tuch schenken und Perlenketten in vielen Farben.«

Es ist eine geschichtliche Tatsache, daß D'riti wieder nach Hause ging.

Ich weiß nicht, was Sie von mir denken«, sagte Bones

bescheiden, »ich konnte sie aber nicht mehr loswerden -«

»Sie haben es wahrscheinlich gar nicht versucht«, sagte Hamilton und suchte in seiner Tasche nach der Pfeife. »Sie hätten sie schon loswerden können, wenn Sie nur gewollt hätten!«

»Wie hätte ich das machen sollen?«

»Sie hätten ihr nur mit Ihren Fingern die Augen auszusteichen brauchen!«

Bones schluckte seinen Ärger hinunter.

Das Wegerecht

Man kann die Grenzen von Ländern durch Verträge festsetzen, man kann sie mathematisch berechnen, man kann sie auch durch Schiedsgerichte bestimmen. In dem Gebiet, das Sanders verwaltete, wurden sie zwischen den einzelnen Stämmen von natürlichen Linien gebildet, durch einen Gebirgszug, einen Fluß oder einen Bach.

Zwischen den Ochori und den Lombobo aber bestanden seit alter Zeit Grenzstreitigkeiten, denn in diesem waldigen Gelände war die Jagd gut. Sanders hatte schon auf die verschiedenste Weise versucht, die Sache zu regeln, und war schließlich darauf verfallen, die roten Gummibäume als Grenzbezeichnung einzuführen, denn in dem nördlichen Teil des Waldes gab es etwa zehn Kilometer weit diese Bäume nicht. Sanders bestimmte, daß kein Ochori in dem Wald jagen durfte, wo rote Gummibäume standen, und hoffte, daß damit der Streit für immer entschieden sei.

Aber Bosambo verstand es, durch eine einfache Maßnahme die Grenzen seines Gebietes weiter hinauszuschieben. Wo immer seine Jäger auf einen roten Gummibaum stießen, schlugen sie ihn um. B'limi Saka, der Häuptling der aufgebrachten Lombobo, rächte sich dadurch, daß er rote Gummibäume zwischen den Wald und den Fluß pflanzte. Bosambo erfuhr davon nichts, bis er eines Tages entdeckte, daß auf seinem rechtmäßigen Boden ein großer Keil roter Gummibäume angepflanzt war, der einen bedeutenden Teil seines Gebietes abschnürte, denn dahinter lag das untere Ochoriland.

»Wie soll ich nun zu meinen Dörfern kommen?« fragte er Sanders, der von der Komödie erfahren hatte, die sie dort oben aufführten.

»Du mußt an der Stelle, wo die jungen Gummibäume stehen, Kähne benützen. Du kannst auf dem Fluß zu dem Gebiet rudern, das dahinter liegt«, sagte Sanders zu ihm. »Ich habe mein Wort gegeben, daß das Land, wo rote Gummibäume wachsen, B'limi Saka gehört. Da du deine Not nur deiner eigenen Schlauheit zu verdanken hast, du alter Baumfäller, so kann ich dir diesmal nicht helfen.«

Bosambo hätte kurze Arbeit mit den jungen Bäumen gemacht, aber B'limi Saka setzte einen Wachtposten dorthin, der nicht ohne Blutvergießen hätte überwältigt werden können. So konnte Bosambo nicht viel machen. Um sich aber wenigstens einigermaßen zu rächen, gab er seinen Leuten den Auftrag, beim Vorbeifahren an der verbotenen Stelle dem Wachtposten Schmähungen auf B'limi Saka zuzurufen.

Der Streifen Land, auf dem die roten Gummibäume standen, war noch nicht hundert Meter breit, und wenn Lomboboleute bei Nacht hinausgingen und ihn zu erweitern versuchten, büßten sie es mit ihrem Leben - denn auch Bosambo hatte eine Wache aufgestellt.

Von Zeit zu Zeit kamen die Hauptspäher der Regierung zur Residenz. Sie hatten ihre Nachrichten gewöhnlich auf ein kleines Stück Reispapier geschrieben, das sie in einer Metallkapsel verwahrten, die sie als Ohrring trugen. Das Papier war eng mit arabischen Schriftzügen bemalt und enthielt eine Menge Neuigkeiten, um die Regierungsbeamten auf dem laufenden zu halten.

Manchmal überbrachten sie ihre Botschaft auch mündlich, und eines Tages saß ein vom langen Weg ermüdeter Mann und erzählte seinen Bericht:

»Efobi von den Isisi hat Ziegen gestohlen, weil er aber der Bruder des Häuptlingsweibes ist, wird er nicht bestraft. T'mara von den Akasava hat einen Fluch auf das Weib des Ältesten Ofema gelegt, und sie hat seine Hütte niedergebrannt. N'kema

von den Ochori will seine Abgabe nicht zahlen, er sagt, daß er kein Ochori, sondern ein N'gombi sei. Bosambos Leute haben einen Mann von B'limi Saka geschlagen, weil er Bäume auf dem Ochoriland gepflanzt hat. Das Brunnenvolk lagert an der Grenze des N'gotnbiwaldes, baut Hütten und singt.«

»Wie lange bleiben die Leute dort?« unterbrach ihn Hamilton.

»O Herr, wer kann das wissen?« antwortete der Mann.
»Ogibo von den Akasava hat schlecht von seinem König gesprochen und sich gerühmt...«

»Machen Sie eine Notiz darüber, Bones!«

»Was soll ich aufschreiben, Sir?«

»Ogibo - er sah mir schon nach Schlafkrankheit aus, als ich das letztmal in seinem Dorf war - fahre fort!«

»Ogibo sagt auch, daß der Vater seines Vaters ein großer Häuptling war und der Oberherr über alle Akasava...«

»Das ist sicher Schlafkrankheit«, bemerkte Hamilton bitter.

»Warum wartet dieser verfluchte Teufel nicht mit seiner Verrücktheit, bis Sanders zurückkommt?«

»Schreiben Sie ihm ein paar Zeilen«, rief Bones. »Er ist ein bemerkenswerter Mann. Verdammt noch einmal, zu welchem Zweck sind Sie denn hier zur Verwaltung des Distrikts eingesetzt, wenn Sie nicht einmal eine solche Sache in Ordnung bringen können?«

»Warum sind kriegerische Verwicklungen zu befürchten?« fragte Hamilton den Späher.

»O Herr, es wird viel darüber gesprochen, daß es deshalb Krieg gibt. Ich weiß es, denn ich diene in der Gegend.«

»Gehe schnell zu Ogibo und fordere ihn auf, zu einem wichtigen Likambo zu mir zu kommen«, sagte Hamilton.
»Meine Soldaten werden dich auf meinem neuen, kleinen Schiff, das Wasser brennt (Motorboot), nach oben bringen. Send mir Botschaft durch Tauben!«

»Bei meinem Leben!« sagte der Späher, hob seine Hand zum Gruß und entfernte sich.

»Sie sprachen eben von einem Brunnenvolk - was sind das für Leute, Sir?« fragte Bones.

Aber Hamilton konnte keine befriedigende Antwort auf diese Frage geben. Er hätte schlauer sein müssen als irgendein anderer, um dazu fähig zu sein.

Die wilden Gebiete enthalten viele unlösbare Rätsel und verwirrende Tatsachen, die einander widersprechen. Oben im N'gombiland lebte ein Stamm, den man offiziell, um ihn in die heimischen Stämme einzureihen, die ›inneren N'gombi‹ nannte. Aber er gehörte weder zu den N'gombi noch zu den Isisi, noch zu irgendeinem bekannten Zweig der Banturasse. Weit und breit im Land hießen die Leute das ›Brunnenvolk‹. Sie hatten einen bemerkenswerten Legendenschatz und Sagen, die sie einem mythischen I'dusi zuschrieben. Auch hatten sie einen Gesang, der so lautet: »O Quelle im Walde! Die die Häuptlinge gegraben haben, Kein geringer Mann berührt die Erde, Nur die Speere der Häuptlinge und die Hände der Könige.«

Es besteht kein Zweifel, daß sowohl die Sagen von I'dusi als auch dieser Gesang von dem Brunnen aus uralten Zeiten stammen und daß I'dusi kein anderer ist als der Verfasser der verlorenen Bibelschrift, von dem geschrieben steht:

»Dies sind die Taten Salomos, die ersten und die letzten. Sind sie nicht geschrieben in der Geschichte Nathans des Propheten und in den Weissagungen von Ahija des Schiloniten und in den Gesichtern Idu des Sehers?«^{*}

Und ist nicht der Gesang von dem Brunnen identisch mit dem kurzen Zitat aus dem Buch der Kriege des Herrn, das für immer für uns verloren ist:

»Sprudle hervor, o Quelle, sagt ihr mit Singen: Die Quelle,

^{*} Chronika 9, 29

welche die Fürsten gegraben haben, und die Edlen unter dem Volk mit dem Szepter... und mit ihren Stäben.«^{*}

Einige behaupten, daß das Brunnenvolk einer der verlorenen Stämme Israels sei, aber das ist eine zu einfache Lösung, der man ihre Oberflächlichkeit und Ungenauigkeit schon von weitem ansieht. Andere behaupten, daß sie Abkommen irgendeines Babylonischen Volkes seien oder daß sie aus Ägypten auswanderten, als Ramses II. starb und dort eine neue Dynastie und ein Pharao auf den Thron kam, der nichts von dem weisen, obersten jüdischen Richter wußte, der so klug regierte und seine Opfer und Gebete in dem kleinen Tempel von Karnak darbrachte. Seine Statue kann man noch heute im Museum von Kairo sehen, aber unter einem fremden ägyptischen Namen. Wir kennen ihn nur als Joseph, der in Gefangenschaft nach Ägypten verkauft wurde.

Wer sie auch sein mochten, soviel ist jedenfalls von ihnen bekannt, daß sie große Geschicklichkeit im Brunnengraben besaßen und allen Leuten damit lästig fielen. Manchmal brachten sie unter der oberflächlichen Entschuldigung ganze Monate damit zu und wählten aus irgendeinem verrückten Grund die Spitze von Hügeln zu ihren Unternehmungen. Sie wühlten die Erde nach Wasser auf, obwohl der Fluß kaum hundert Meter von der Stelle entfernt war.

Von all den merkwürdigen Erklärungen, die man suchte, um dieses Brunnenvolk festzulegen, war keine so interessant wie die von Bones.

»Meiner Ansicht nach, mein Lieber«, sagte er ernst, »sind alle diese Kerle nur schlaue alte Nigger, die ihren Weibern in Timbuktu fortgelaufen sind und aus diesem Grunde...«

»Nun halten Sie aber Ihren Mund!« sagte Hamilton. Zwei Nächte darauf schmetterten die Trompeten über den Exerzierplatz, und Bones eilte mit seinem persönlichen Gepäck

^{*} Numeri 21, 17

zu der ›Zaire‹, denn Ogibo von den Akasava hatte einen großen Anhang gefunden.

Der Häuptling Ogibo, der das Gesetz hielt und den Frieden für seinen Herrn, den König der Akasava, bewahrte, wurde auf einer Jagd in der Nähe des Uturwaldes von der Tsetsefliege gestochen. Zwei Jahre später war er plötzlich von der Wichtigkeit seiner Person überzeugt und ließ sich als Oberhäuptling der Akasava und aller umliegenden Gebiete ausrufen. Und da es ein Naturgesetz ist, daß selbst der verrückteste mondsüchtige Schwärmer seine Gefolgschaft findet, so sammelten sich viele Krieger um ihn, so daß er seine Pläne ausführen konnte. Er marschierte nach Iglili, der zweitgrößten und wichtigsten Stadt des Akasavareiches, überfiel die Streitmacht, die die Stadt verteidigte, zerstörte den Ort und ließ die Hälfte seiner Truppen dort zurück, um den eroberten Platz zu halten. Dann machte er sich auf den Weg nach der eigentlichen Akasavastadt. Er schlug ein Lager im Wald auf, und seine Leute brachten eine unruhige Nacht dort zu, denn es tobte ein Gewittersturm in dem Flußgebiet. Die Finsternis der Nacht wurde von grellen Blitzen zerrissen, und die Himmel donnerten furchtbar. Man hörte noch das Rollen des abziehenden Unwetters, als Ogibo im Morgengrauen seine Krieger versammelte und seinen Marsch fortsetzte. Er war noch keine halbe Stunde unterwegs, als einer seiner Unterhäuptlinge zu ihm eilte.

»O Herr, hörst du kein Geräusch?«

»Ich höre den Donner!«

»Lausche!« sagte der Mann.

Sie standen still, mit vorgebeugtem Kopf.

»Das ist der Donner«, sagte Ogibo. Aber trotz des fernen Rollens hörte man ein scharfes Geräusch.

»O Herr«, sagte der Häuptling, »das ist kein Donner - das ist das Feuergeschütz von Militini!«

Wütend wandte sich Ogibo zurück, um den weißen Mann zu zerschmettern, der es wagte, seine Leute anzugreifen, die er in Iglili zurückgelassen hatte.

Bones war mit einer kleinen Abteilung unterwegs, um ihn zu verfolgen, hatte aber keine Ahnung, wie groß die Streitkräfte Ogibos waren. Ein Späher brachte dem Häuptling Nachricht von der kleinen Schar, die sie verfolgte.

»Nun werde ich der ganzen Welt zeigen«, sagte Ogibo, »was für ein großer Häuptling ich bin. Denn durch meine Tapferkeit werde ich alle Soldaten vernichten, die gegen mich ausgesandt sind.«

Er wählte einen geeigneten Platz für einen Hinterhalt. Zu diesem Zweck mußte er aber erst ein halbes Hundert erschrockener Leute verjagen, die gerade auf der Spitze des Hügels, hinter dem sich Ogibo verbergen wollte, einen Brunnen gruben.

Bones und seine Haussa sahen, wie der Pfad einen mäßig steilen Hügel hinaufführte. Es war eine der wenigen Erhöhungen, die es überhaupt in dem Lande gab. Der junge Offizier seufzte laut, denn er haßte Hügel.

Als er an der Spitze seiner Leute ungefähr die halbe Höhe erreicht hatte, gab Ogibo oben den Befehl zum Angriff. »Boma!« sagte er, und das bedeutet »Tötet!« Die Feinde liefen mit erhobenen Schildern und Speeren zu dreien nebeneinander den Pfad hinunter. Bones sah sie kommen und zog seinen Revolver. Er hatte keinen Raum, seine Mannschaft in Schützenlinie ausschwärmen zu lassen. Der Pfad war schmal, das Unterholz zu beiden Seiten ganz dicht.

Er hörte den Kriegeruf der Gegner und sah über dem Gebüsch, das den herabführenden Weg verdeckte, ihren Kopfschmuck hin- und hertanzen. Er hob die Pistole. Das Geräusch nackter Füße drang zu ihm, dann vernahm er laute Aufschreie, dann herrschte tiefes Schweigen.

Bones wartete, aber der anstürmende Feind erschien nicht. Nur ein schwaches Wimmern erreichte sein Ohr.

»O Herr, sie ziehen sich zurück«, sagte der Sergeant. Zu seinem größten Erstaunen sah Bones eine kleine Abteilung eilig wieder den Hügel erklimmen.

Zuerst argwöhnte er einen doppelten Hinterhalt, aber das war nicht gut möglich. Er konnte in keine schlimmere Lage mehr kommen. Vorsichtig, einen Revolver in jeder Hand, folgte er dem Weg nach oben.

Er gelangte an eine scharfe Biegung des Pfades.

Eine große, viereckige Öffnung gähnte mitten im Weg, die Büsche an jeder Seite waren von der Erde begraben, die die Brunnenleute heraufgeholt und aufgehäuft hatten. In der Tiefe aber lagen die Krieger Ogibos, einer über dem andern, in einer gräßlichen Unordnung. Es mochten etwa hundert Mann sein. Ganz unten lag Ogibo. Er war gleichgültig gegen seine seltsame Umgebung, denn er hatte sich das Genick gebrochen.

Hamilton kam am Nachmittag und brachte Dorfbewohner mit, um bei dem Rettungswerk zu helfen. Später sprach er mit dem Häuptling des scheuen, furchtsamen Brunnenvolkes.

»O Häuptling«, sagte er, »Sandi hat einen Befehl erlassen, daß du keine Brunnen in der Nähe von Städten graben sollst, und doch hast du es getan.«

»O Herr, ich brach das Gesetz«, sagte der Mann schlicht, »auch breche ich alle Gewohnheiten, denn heute werde ich durch deine Gunst, wenn du es gestattest, den Fluß überschreiten, ich und mein Volk, und dies haben wir noch nie getan, solange es eine Zeit gibt.«

»Wohin willst du gehen?«

Der Häuptling der Wanderer stieß seinen Speer in die Erde. Er war ein alter Mann von hervorragender Begabung. Sein langer weißer Bart reichte bis zum Gürtel.

»O Herr, wir gehen zu einem Ort, wie es geschrieben steht. Denn Idusi hat gesagt: ›Ziehet weiter zu den Eingeborenen des Landes, die im Kriege sind, zu jenen, die bei dem Flusse kämpfen. Über das schnelle Wasser sollt ihr gehen, selbst gegen den Strom.« Sehr oft sind wir schon zum Strom gekommen, o Herr, aber immer mußten wir umkehren. Doch jetzt scheint sich die Weissagung erfüllt zu haben, denn in diesen Löchern liegen blutige Männer, und man hört die Donner rollen.«

Das Brunnenvolk ging an das andere Ufer zu den Isisi und benutzte dazu die Kanus des Akasavahäuptlings. Langsam zogen die Leute durch das Land. Sie hatten keine Möglichkeit, ihre verrückte Tätigkeit fortzusetzen, denn selbst im trockensten Boden fand man einen Spaten tief Wasser.

»Armer alter Sanders«, sagte Hamilton traurig, als er wieder an Bord der ›Zaire‹ war. »Ich habe deine Stämme so durcheinandergewürfelt, daß du dir eine neue Karte zeichnen mußt, um sie wiederzufinden.«

»Sie können mir ja den Befehl geben, daß ich ihm alles erkläre«, rief Bones, aber Hamilton beachtete dieses Angebot nicht weiter.

Er war sehr beunruhigt. Sanders sollte in einem Monat zurückkommen, und es verging kaum eine Woche, ohne daß sich neue Schwierigkeiten zeigten. Dabei war die Lage jetzt schon äußerst verwirrt.

»Hoffentlich ist das Land jetzt wenigstens für eine Woche ruhig«, sagte er und seufzte. Aber er hatte nicht mit dem Brunnenvolk gerechnet.

Das bunte Gemisch von Männern und Frauen zog weiter und sang seine seltsamen Lieder. Die Leute waren schwärmerisch veranlagt, sie hatten merkwürdig schmale Gesichter und lange schwarze Haare; sie nahmen ihren Weg weiter an dem Ufer des Flusses entlang.

Nachdem sie eine Woche lang gewandert waren, kamen sie zu

dem Land der Ochori und zu Bosambo, der eben ein großes, wichtiges Palaver abhielt.

Es fand im Ochoriland statt, denn der verbotene Streifen war zu dieser Zeit schon so dicht mit roten Bäumen bepflanzt, daß kein Mann dort mehr Platz zum Sitzen hatte.

»O Herr«, sagte Bosambo, »wenn du mir das Land zurückgibst, das du mir gestohlen hast, so daß ich ungehindert von einem Teil meines Landes zum andern gelangen kann, so werde ich dir dafür viele Inseln auf dem Strom geben.«

»Das ist ein närrisches Palaver«, sagte B'limi Saka, »denn du hast keine Inseln, die du verschenken kannst!«

»Ich sage dir, B'limi Saka«, erklärte Bosambo, »meine jungen Leute sind furchtbar aufgebracht über dich, denn sie wissen, daß du die Bäume auf die Höhe gepflanzt hast, und wenn sie zu ihrem Boden wollen, müssen sie einen langen Weg zum Ufer machen, daß ihre Beine müde werden. Ich fürchte, daß ich sie bald nicht mehr halten kann, denn sie sind sehr kühn und voller Anmaßung.«

»O Herr«, erwiderte B'limi Saka bedeutungsvoll, »auch meine jungen Leute sind sehr kampfbegierig.«

Das Palaver war gescheitert, und als die letzten Ratgeber der Lombobo im Walde verschwanden, zog das Brunnenvolk über das verbotene Gelände zu Bosambos Wohnsitz.

»O mein Herr, wir sind die, von denen du gehört hast«, sagte der alte Mann, der sie führte. »Auch haben wir ein Buch für dich mitgebracht.«

Der Alte nahm das Tuch, das er um seine Hüften trug, faltete es sorgsam auseinander und holte ein Papier daraus hervor, das er Bosambo übergab.

»Von Militini, bei Ogibos Dorf, im Lande der Akasava. An Bosambo - möge ihn Gott erhalten.

Ich gebe dieses Schreiben dem Häuptling des Brunnenvolkes,

damit Du weißt, daß sie in meiner Gunst stehen. Sie sind ein einfaches Volk und sehr furchtsam. Laß sie in Frieden durch Dein Land ziehen, denn sie suchen einen heiligen Platz. Und gib ihnen Hügel, damit sie Löcher graben können, denn sie suchen Wahrheit. Friede sei mit Dir und Deinem Hause, Bosambo.

Auf meinem Schiff beim Kanal der Felsen.«

»O Herr«, sagte der alte Häuptling, »es ist wahr, wir suchen etwas, das Glanz hat, das weiß bleibt, wenn es weiß ist, und schwarz, wenn es schwarz ist. Der weise I'dusi hat gesagt ›Grabt in der Erde nach Wahrheit, sucht in den Tiefen der Erde, denn sie liegt an verborgenen Plätzen im Mittelpunkt der Welt‹.«

Bosambo überlegte. Plötzlich kam ihm eine große Erleuchtung.

»Was für Löcher grabt ihr, alter Mann?«

»O Herr, wir graben tiefe Löcher, denn wir sind kluge Werkleute und fürchten den Tod nicht, wie es die anderen gewöhnlichen Menschen tun. Auch graben wir sie - in das Innere von Hügeln.«

Bosambo schaute haßerfüllt auf die Höhe, die mit roten Gummibäumen bepflanzt war.

»Alter Mann«, sagte er dann freundlich, »hier sollt ihr graben, du und dem Volk, denn in dem Innern dieses Hügels ist eine solche Wahrheit, wie du sie suchst. Meine jungen Leute sollen dir Nahrung bringen und Hütten für dich bauen, und du sollst einen Ratgeber haben, der viel von Hügeln versteht und dir Weg und Richtung zeigen kann.«

Die Augen des alten Mannes leuchteten vor Freude auf, und er umklammerte die Fußgelenke seines großherzigen Gastfreundes.

»O Herr«, sagte er demütig, »nun ist die Weissagung erfüllt.«

Bosambo beobachtete sie, als sie das Lied des Brunnens sangen und sich an die Arbeit machten. Frauen, Männer und

selbst kleine Kinder untergruben das Gebiet des Häuptlings B'limi Saka und schufen für Bosambo den Durchgang, nach dem sein Herz sich sehnte.

Das grüne Krokodil

Cala cala, vor langer Zeit, lebten sieben Brüder in der Bucht des grünen Krokodils. In jenen Tagen führte sie diesen Namen aber noch nicht, denn damals war das grüne Ungeheuer noch nicht vorhanden.

Die sieben Brüder hatten aber sieben Weiber, die Schwestern waren. Die Sage erzählt, daß diese sieben Frauen ihren Männern untreu waren. Als nun in einer Vollmondnacht die Brüder von einer Fahrt zurückkehrten, die sie durch die Wälder gemacht hatten, und von den bösen Taten ihrer Frauen erfuhren, banden sie die Schwestern zusammen, die Hand der einen an den Fuß der anderen, und warfen sie in den Strom. Kaum waren sie in den schwarzen Fluten verschwunden, als das Wasser unheimlich wirbelte und brodelte. Und an der Stelle, wo die treulosen Weiber versunken waren, erschien ein schreckliches Ungeheuer, so daß die sieben Brüder vor Furcht entflohen.

Es war ein grünes Krokodil mit einer langen, häßlichen Schnauze, kalten, bösen Augen und großen Füßen mit Klauen. Man sagte, daß die Frauen durch einen Zauber in dieses Ungetüm verwandelt worden seien, das in der Bucht am Fluß lebte, und viele Leute glaubten daran.

Sicher ist nur, daß dieses schreckliche Ungetüm lange Zeit hindurch sich seines Lebens freute, ohne daß ihm jemand nachstellte. Es war in unangefochtenem Besitz der flachen Sandbank, wo es seine Eier ablegte, und niemand störte es, wenn es sich an der sandigen Küste herumtrieb.

Alle Leute betrachteten es ehrfurchtsvoll und brachten ihm lebende und tote Opfer dar. Manchmal erschlug man auch einen oder mehrere Krüppel am Ufer und ließ sie als Fraß für das grüne Krokodil liegen. Wenn irgendwo in den umliegenden Dörfern ein Mord geschah, schaffte man den Toten zu der Bucht

des grünen Krokodils, um die Spuren des Verbrechens zu verwischen. Die Eingeborenen achteten deshalb das Tier, und man sagte: »Sandi spricht nicht die Sprache des grünen Krokodils.«

Zuweilen entfernte sich M'zuba aus der Ruhe ihres stillen Verstecks und beteiligte sich an dem abenteuerlichen Leben auf dem großen Fluß. Eines Tages lag sie wieder dort; ihr ganzer Körper war im Wasser verborgen, nur ihre bösen Augen waren auf der Oberfläche zu sehen. Ein furchtsamer junger Rehbock kam gerade auf seinem Weg durch den Wald quer über die Pflanzungen zum Wasser. Von Zeit zu Zeit stand er lauschend still und zitterte bei dem leisesten Geräusch. Er schaute auf seinen Weg, kam einige Schritte vorwärts und suchte dann wieder ängstlich nach den Gefahren der grausamen Welt. Endlich erreichte er das Ufer, sah sich noch einmal um und neigte dann den Kopf, um zu trinken.

Schnell wie der Blitz fuhr das grüne Krokodil aus dem Wasser, schnappte zu und faßte den Kopf des Rehbocks. Erbarmungslos zog es das zarte Tier, das sich mit allen Kräften wehrte, in die Tiefe.

In der Mitte des Stromes fuhr ein kleines weißes Motorboot, und ein empörter junger Mann beobachtete diese Tragödie von der Kommandobrücke aus. Das grüne Krokodil versteckte seine Beute unter einem vorspringenden Felsen, sechs Fuß unter der Wasseroberfläche. In diese Höhle brachte es das große Tier und schloß mit seinen mächtigen Pranken den Eingang wieder durch Sand und Steine. Überaus zufrieden mit dem Erfolg, kam das grüne Krokodil wieder an die Oberfläche, um sich in der Bruthitze der Morgensonne zu wärmen.

Es betrachtete die umliegende Welt, die niedrige Küste, den heißen, blauen Himmel, und es sah auf dem Fluß, der breit und ruhig dalag, ein merkwürdiges, weißes großes Ding, das vorher schon oft dampfend vorbeigefahren war.

Und das war das letzte, was seine Augen erblickten. Denn Bones zielte auf der Kommandobrücke der ›Zaire‹ mit seinem Schnelladegewehr nach ihm und drückte ab. Von einem Explosivgeschoß in den Kopf getroffen, sank M'zuba in einem Wasserwirbel unter.

»So sollen alle bösen Krokodile zum Teufel gehen!« rief Bones, der sehr mit sich selbst zufrieden war, und stellte das Gewehr wieder auf den Ständer.

»Zum Kuckuck, was schießen Sie denn schon so früh am Morgen?« fragte Hamilton.

Er trat in seinem Pyjama heraus, einen Tropenhelm auf dem Kopf. Seine Moskitoschuhe reichten bis zu den Knien.

»Ein Krokodil, Sir!« sagte Bones.

»Warum verschwenden Sie gute Munition auf so gemeine Tiere? War es denn etwas Besonderes?«

»Ein unheimlich großes Ding!« sagte Bones begeistert. »Etwa fünfzig Fuß lang und so grün wie...«

»Grün?« wiederholte Hamilton schnell. »Wo sind wir denn eigentlich?« Er schaute schnell auf die Küste, um sich zu orientieren. »Hoffentlich haben Sie nicht M'zuba getötet!«

»Ich kenne Ihren Freund nicht beim Namen, aber warum sollte ich ihn denn nicht totschießen?«

»M'zuba ist eine Art heiliges Krokodil, Sie verrückter Esel!«

»Dann war sie niemals so heilig wie jetzt, Sir, denn sie fliegt augenblicklich im Krokodilhimmel umher«, sagte Bones redselig. »Denn ich bin einer von diesen todsicheren Schützen - wenn ich nur einen Blick auf ein Tier richte -«

»Setzt sofort das Kanu auf den Fluß und laßt den Heizer nach dem grünen Krokodil tauchen!« sagte Hamilton zu seiner Ordonnanz. Denn ein totes Krokodil sinkt unweigerlich auf den Grund, und man kann es nur entdecken, wenn man danach taucht.

Nach langen Anstrengungen brachten sie das Tier an die Oberfläche, und Hamilton seufzte.

»Es ist tatsächlich M'zuba!« sagte er verzweifelt. »O Bones, was haben Sie wieder angestellt!«

Bones sagte nichts. Er ging schweigend zum Achterdeck und zog die blaue Fahne auf halbmast. Glücklicherweise bemerkte Hamilton diese Unverschämtheit erst viel später.

Hamilton konnte seine Leute nicht zusammenrufen und ihnen über das grüne Krokodil und sein unzeitiges Ende Schweigen auferlegen, ohne dadurch die voreilige Tat des Leutnants Tibbetts noch zu verschlimmern. Der einzige Ausweg blieb nur, den Tod M'zubas als eine Sache zu behandeln, die jeden Tag vorkommen kann und über die man sich weiter nicht beunruhigt. Als er beim ersten Dorf anlegte, kam eine traurige Abordnung zu ihm, zu der auch ein Häuptling und ein beleidigter Zauberdoktor gehörten, und beklagte das Mißgeschick. Aber Hamilton tat die Sache großzügig ab.

»Was hat es zu sagen, ob in diesem großen Strom ein Krokodil mehr oder weniger lebt?« fragte er.

»Herr, dies war kein Krokodil«, begann der Zauberdoktor, »es war ein von uns verhexter Geist, und es war unser Ju-Ju seit vielen Jahren. Es brachte uns große Ernten und ein gutes Wetter, weil wir es gut hielten. Und es hat alle Krankheiten und Teufel aufgefressen, die zu unseren Dörfern kamen. Jetzt aber werden wir großes Unglück erleiden.«

»Bugobo«, sagte Hamilton, »du sprichst wie ein Verrückter. Denn wie kann ein Krokodil, das nur im Wasser lebt und alt und böse ist, einem Volk Glück bringen? Es hat Frauen und Kinder gestohlen und war gefährlich für eure Ziegen.«

»Wie kann der Strom fließen, o Herr?« entgegnete der Mann.

»Und er fließt doch!«

Hamilton dachte einen Augenblick nach.

»Ich sage euch dies, und ihr sollt es allen Leuten mitteilen, die euch fragen. Ich werde durch meinen Zauber ein anderes grünes Krokodil zu diesem Strom bringen, das größer und schöner ist als M'zuba, und es soll ein Ju-Ju für alle sein.«

»Nun ist es Ihre Pflicht, auf die Suche zu gehen«, sagte er zu Bones, als sich die Abordnung entfernt hatte, »und schnell ein schönes, ansehnliches Krokodil für das alte herbeizuschaffen, das Sie so leichtsinnig getötet haben!«

Bones verging der Atem. »Sir, lieber Sir«, sagte er schwach, »die Gebräuche und Gewohnheiten der hiesigen Fauna kenne ich durchaus nicht. Ich will Ihnen ein Krokodil fangen mit dem größten Vergnügen, obgleich, soviel ich weiß, in den Dienstvorschriften nichts davon steht, daß es zu den Pflichten eines Offiziers gehört, Krokodile zu fangen.«

Hamilton kümmerte sich wenig um einen Ersatz für den früheren Bewohner der Bucht, bis er erfuhr, daß man seine Worte sehr ernst nahm und daß man am ganzen Fluß davon sprach, daß bald ein neues Krokodil kommen werde.

Dies ist eine Tatsache, die durch offizielle Bestätigung erhärtet wird. Obwohl die »Berichte über die Territorien« keine Notiz von Geistern, Gespenstern und anderen okkulten Dingen nehmen, sondern sich mit weltlichen Angelegenheiten beschäftigen, z. B. ob die Ernte gut ausgefallen und die Disziplin unter den Stämmen gut sei, machten sie doch in jenem besonderen Jahr eine Ausnahme und waren für Hamilton und für den Gouverneur in seinem fernen Steinhaus eine böse Lektüre.

Die Ernten waren im ganzen Land gut geraten, so daß Hamilton schon die Folgen fürchtete, denn die Männer kämpften lieber mit vollen Speisekammern als ohne solche. Nur in der unmittelbaren Nähe der Bucht hatte es eine Mißernte gegeben. Auch die Fische, die sonst ihren Aufenthalt hier hatten, setzten es sich in den verrückten Kopf, in entfernte Gewässer abzuwandern. Hier zeigten sich also die Folgen von Bones'

Mordtat in höchstem Grade. Die Kartoffeln waren schlecht, die Maisernte war aus irgendeinem Grunde mager ausgefallen, und es traten drei unerwartete Fälle von Schlafkrankheit in einem inneren Dorf auf, die von Wahnsinn begleitet waren. Um aber alles Unheil zu krönen, kam einer jener plötzlichen Stürme, die über den Strom dahinfegten, über das Dorf, und die Blitze schlugen in die Hütten ein.

»Mein Sohn«, sagte Hamilton zu Bones, als er diese Neuigkeiten erfuhr, »Sie müssen sich nun beeilen, ein neues grünes Krokodil zu finden.«

So zog denn Bones mit dem Motorboot aus und ließ Hamilton mit der schwierigen Aufgabe zurück, eine natürliche Erklärung für all die entsetzlichen Ereignisse zu geben, die über das unglückliche Volk gekommen waren.

Grüne Krokodile sind sogar in dem Großen Strom selten, obwohl er eine halbe Million anderer Arten aufweist. Denn die grüne Farbe ist nach allgemeiner Ansicht sowohl ein Anzeichen für Alter als auch für menschenfresserische Neigungen.

Wenn das grüne Krokodil auch an jener Bucht sehr verehrt werden mochte, so dehnte sich die Achtung doch nicht auf andere Gebiete aus, wo die grünen Tiere herausgesucht und schon in früher Jugend getötet wurden. Bones brachte sieben aufgeregte Tage mit Jagen und Lassowerfen zu. Manchmal mußte er auch auf große Reptile schießen, um sich selbst zu verteidigen. Aber seinem Ziel kam er nicht näher.

»Ahmet«, sagte er endlich verzweifelt, »anscheinend gibt es in diesem großen Fluß keine grünen Krokodile.«

»O Herr, es gibt schon einige«, gab der Mann zu, »denn die Leute töten sie wegen ihres bösen Einflusses.«

In jedem Dorf erfuhr Bones Neuigkeiten, die sein Herz erfreuten. Einige Leute hatten immer solch ein Ungeheuer gesehen. Es lebte entweder in einem Teich oder hauste in einer Bucht und war gewöhnlich nur im Kanu erreichbar. Bones

wartete dann an dem angegebenen Platz, rauchte wütend, versteckte seine Köder in dem dichten Gebüsch oder ließ eine am Ufer angebundene Ziege einladend meckern. Aber niemals sah er auch nur einen Schimmer von einem grünen Krokodil. Es gab gelbe, graue, sandfarbene und dunkelbraune Tiere, aber es tauchte keine Färbung auf, die man auch nur annähernd als grün bezeichnen konnte.

Dringende Botschaften erreichten Bones. Die ›Zaire‹ selbst kam mit Abibu den Strom herauf und brachte ihm einen Brief voller Schmähungen, denn Hamilton konnte sich nicht mehr retten vor den außerordentlichen Kundgebungen, die er jeden Tag über die Macht des getöteten Ungeheuers erhielt. Bones sandte den Sergeanten in dem Motorboot mit einer aufsässigen Antwort zurück und übernahm selbst die ihm viel angenehmere ›Zaire‹.

»Es gibt nur noch einen Ausweg«, sagte er zu sich selbst, »ich muß den guten alten Bosambo fragen.«

Er richtete die Spitze des Schiffes nach dem Ochoriland und erreichte am zweiten Tage die Stadt.

»O Herr«, sagte Bosambo leichthin, »ich habe Krokodile zu Tausenden.«

»Auch grüne?« fragte Bones ängstlich.

»Von jeder Farbe - blaue oder grüne oder rote, sogar goldene Krokodile habe ich in meinem herrlichen Fluß. Aber sie werden viel Geld kosten, denn sie sind sehr schlau, und meine Krokodiljäger sind unabhängige Leute, die es nicht nötig haben, zu arbeiten.«

Bones stoppte schnell die Flut seiner Beredsamkeit.

»O Bosambo«, sagte er, »es gibt kein Geld für dieses Palaver. Aber ich muß ein grünes Krokodil haben, denn das böse Volk der unteren Isisi behauptet, ich hätte einen Zauber auf sein Land gelegt, weil ich das grüne Krokodil M'zuba erschoss. Solch ein Krokodil muß ich wieder haben, bevor der Monat zu Ende geht.

Mein Herr Militini hat mir mächtige Botschaften deshalb gesandt.«

Das war eine andere Sache, und Bosambo schaute zweifelnd drein.

»O Herr, welche Art von Grün war es denn? Ich habe M'zuba nie gesehen.«

Bones sah sich um. Aber weder die Bäume im Umkreis noch der Rasen unter seinen Füßen, noch das Elefantengras, das an dem Flusse wuchs, noch die jungen Isipalmen zeigten das richtige Grün. Und doch war es notwendig, genau denselben Farbton wieder herbeizuschaffen. Er sah alle seine Bücher, sein und Hamiltons Besitztum durch, um die Farbe zu finden. Unter Hamiltons Sachen entdeckte er einen Pyjama, dessen Streifen ungefähr dem Grün entsprachen, aber die gesuchte Tönung nicht ganz trafen.

»O Ahmet«, sagte Bones endlich verzweifelt, »gehe zu dem Lagerverwalter und lasse ihn alle Farben bringen, die er hat, damit ich Bosambo eine bestimmte Farbe zeigen kann.«

Sie fanden die genaue Nuance schließlich an einem Zehnpfund-Emailleimer.

Bosambo dachte lange nach. »O Herr«, sagte er dann, »ich glaube, ich weiß, wo ich ein Krokodil finden kann, wie du es brauchst.«

Spät in der Nacht kam Bones zu einem langen und ernsten Palaver in Bosambos Hütte, und eine Stunde vor Tagesanbruch brach er mit Bosambo und seinen Jägern auf. Er wurde zu einer gewissen Bucht im Ochoriland gerudert, die wegen der Größe und Stärke ihrer Krokodile bekannt war.

Zweifellos hatte Hamilton eine schwierige Aufgabe zu lösen. Obwohl sich der Kummer, den er stillen mußte, auf dies eine Gebiet beschränkte, über dem der Geist M'zubas waltete, gab es doch viele Mitfühlende, die die Ereignisse ebenso bitter empfanden wie die Beteiligten selbst. Downing Street nannte

das ›lokale religiöse Gebräuche‹.

Ein unerlaubtes Palaver wurde in dem Wald abgehalten, an dem sich die Akasava und die N'gombi beteiligten. Späher brachten die Nachricht zu Hamilton, daß die kleinen Zauberdoktoren durch die Dörfer gingen und Geschichten von Verwüstungen erzählten, die als Folge von M'zubas Tod auftraten.

Hamilton bereitete dem Palaver ein jähes Ende. Zwanzig Soldaten und ein Maschinengewehr waren ungebetene Gäste bei dieser Versammlung, und die Teilnehmer zogen sich verwirrt zurück. Die Haussa fingen zwei Zauberdoktoren. Einen ließ Hamilton vor aller Augen auspeitschen, den anderen schickte er für zwölf Monate in das Dorf der Ketten.

Die ganze Zeit über sprach er von dem neuen grünen Krokodil, welches er durch seine Zauberkraft herbeirufen würde und welches sicherlich in dem Teich erscheinen würde, mit einem Bein an einen Pfahl gebunden, damit es alle Leute sehen könnten.

Er gründete (ganz ohne sein Zutun) eine Sekte der Verehrer des neuen grünen Krokodils. Es bedurfte nur noch der körperlichen Gegenwart seiner neuen Gottheit, um die wenigen mißtrauischen Gefühle völlig auszutreiben, die noch vorhanden waren.

Tag um Tag verging, aber es kam keine Nachricht von Bones. Captain Hamilton verfluchte ihn und seine Verwandten und die ganze Grausamkeit des Geschicks, die Bones unter seinen Befehl gebracht hatte.

Aber eines Morgens, als Hamilton noch schlief, erschien der Müßiggänger wieder. Stolz und triumphierend kam er zurück. Er schlich sich so leise in das Dorf, daß ihn nicht einmal die Haussa-Schildwache hörte, die vor Hamiltons Hütte schlummerte. Flüsternd gab er seine Anordnungen und landete seine ungewöhnliche Last. Eine große, mit einem Lasso

zugebundene Schnauze und gefesselte Füße kamen zum Vorschein. Der mächtige Schwanz des Tieres war fest zwischen zwei Bretter geklemmt (für diese hervorragende Idee war Bones verantwortlich). Dann ging Leutnant Tibbetts zu der Hütte seines Vorgesetzten und weckte ihn auf.

»So, Sie sind hier?« sagte Hamilton.

»Ja, ich bin hier«, antwortete Bones zitternd vor Stolz, so daß Hamilton sofort wußte, daß er Erfolg gehabt hatte. »Gemäß Ihren Befehlen, Sir, habe ich das grüne Krokodil gefangen. Es ist von ungeheurer Größe und viel höher als Ihre verewigte Freundin. Nach Ihren Befehlen, die mir in einem Brief übersandt wurden, datiert vom 23. dieses Monats, habe ich es am rechten Bein in der Nähe des Teiches befestigt. Wenigstens war es befestigt«, fügte er vorsichtig hinzu, »aber infolge gewisser technischer Schwierigkeiten entschlüpfte es den Ketten und wälzt sich nun in seinem angeborenen Element.«

»Sie waren nicht faul, Bones, wie?« fragte Hamilton, der aufgestanden war und sich ankleidete.

»Vollkommen wahr und richtig, Sir, ich war nicht faul«, sagte Bones steif. »Geben Sie mir irgendeine Aufgabe, und mit Hilfe des netten, alten Bosambo -«

»Hat Bosambo Ihnen beigestanden?«

Bones zögerte. »Er hat mir viel geholfen«, sagte er, »aber die eigentliche Idee hatte sozusagen ich.«

Hamiltons Trommeln riefen die Bewohner der umliegenden Dörfer zu dem Palaverhaus zusammen. Die Neuigkeit war aber schon durch das kleine Gebiet gesickert, und es versammelte sich eine große Menge, die begierig auf die Botschaft wartete, die Hamilton zu verkünden hatte.

»O Volk«, sagte er, »alles, was ich euch versprochen habe, ist nun erfüllt. Schaut jetzt in den Teich, denn ihr sollt mit mir das Wunder sehen - ein größeres Krokodil als M'zuba wird nun hier wohnen, ein mächtiger, segensreicher Geist, der eure Ernten

beschützen und so wie M'zuba sein wird, ja noch besser. All dies habe ich für euch getan.«

»Der Herr Tibbetti hat es für euch getan«, soufflierte Bones heiser.

»All dieses habe ich für euch getan«, wiederholte Hamilton, »weil ich euch liebe.«

Er führte sie den Weg durch die breite, weitläufige Pflanzung zu dem großen Teich, der in einer engen Bucht beginnt, die vom Fluß herführt und im Osten des Dorfes breiter wird.

Alle standen und beobachteten das stille Wasser, aber es ereignete sich nichts.

»Können Sie ihm pfeifen oder sonst etwas tun, damit es heraufkommt?« fragte Hamilton.

»Sir«, sagte Bones entrüstet, »ich bin kein Krokodilzähmer - ich erfreue Sie zwar gern und bin auch in Redekünsten erfahren, aber ich hatte noch nicht das Vergnügen, im Lauf einer Woche ein Krokodil zu veranlassen, mir auf den Füßen zu folgen.«

Aber Eingeborene sind geduldig.

Sie standen und schwatzten und betrachteten die unbewegte Wasserfläche eine halbe Stunde lang. Dann kam plötzlich freudige Bewegung in die Menge.

Das neue Krokodil wurde sichtbar. Es bewegte sich langsam auf eine Sandbank zu, die sich mitten im Teich über dem Wasser zeigte. Zuerst ragte seine Schnauze aus dem Wasser, dann kam der ganze, lange Körper zum Vorschein. Hamilton verging fast er Atem.

»Großer Gott, Bones!« flüsterte er verwirrt, und sein Erstaunen fand ein tausendfaches Echo.

Und es war auch Grund vorhanden, sich über dieses Schauspiel zu wundern, das der selbstzufriedene Bones ihm darbot.

Denn dieses große Reptil schillerte in einem so lebendigen

Grün, daß es die Farben des Waldes in den Schatten stellte. Mitten über seinen breiten Rücken lief eine Zickzacklinie in Orange.

»Oho!« pfiff Hamilton, »das sieht nach etwas aus!«

Die Beifallsäußerungen des Volkes waren unverkennbar. Das Krokodil aber wandte seinen häßlichen Kopf, und Bones schien es einen Augenblick, als ob seine Augen ihn giftig anschauten. Später gab er zu, daß ihn ein panischer Schrecken erfaßte.

Mit einem bösen ›Wuf!‹, gleich dem hundertfach verstärkten grollenden Bellen eines Hundes, glitt es in das Wasser zurück und verschwand in der Bucht.

»Das haben Sie großartig gemacht, Bones - einfach großartig!« sagte Hamilton und klopfte ihm auf die Schulter. »Wirklich, Sie sind ein Teufelskerl!«

»Keineswegs, Sir!«

Bones speiste auf der ›Zaire‹ und beantwortete nur einsilbig die Fragen, die Hamilton wegen der Suche und des Aufenthaltsortes dieses wunderbaren Tieres an ihn richtete. Nach dem Essen, als sie in der Dämmerung ihre Zigarren rauchten und die ›Zaire‹ ihren Weg zur Küste nahm, gab Bones seinen Gedanken Ausdruck.

Aber merkwürdigerweise handelte das Gespräch weder direkt noch indirekt von seiner Entdeckung.

»Wann wurde eigentlich das Boot zuletzt neu gestrichen?« fragte er.

»Ungefähr sechs Monate vor Sanders' Abreise«, erwiderte Hamilton überrascht. »Wie kommen Sie darauf?«

»Ach, ich meinte nur so, Sir!« sagte Bones und pfiff eine flotte Melodie. Dann kehrte er wieder zu seinem Thema zurück.

»Ich fragte nur, weil sich doch die Emaillefarbe in den Kabinen und auch sonst sehr gut gehalten hat.«

»Ja, sie ist wirklich dauerhaft«, gab Hamilton zu.

»Wissen Sie, das Grün in dem Baderaum ist direkt schön - ob es auch haltbar ist?«

»Sie meinen die Emaillefarbe?« fragte Hamilton lächelnd.

»Sicher! Ich verstehe zwar nicht viel von solchen Dingen, Bones, aber ich glaube, daß sie noch ein weiteres Jahr hält, ohne daß man die geringste Abnutzung merkt.«

»Ist sie auch wasserbeständig?« fragte Bones nach einer langen Pause.

»Wie?«

»Ich meine, ob sie nicht verderben wird, wenn man viel Wasser darauf schüttet?«

»Deshalb hat man doch gerade das Badezimmer damit angestrichen«, sagte Hamilton. »Aber warum fragen Sie eigentlich?«

»Ach, es interessierte mich bloß.« Bones schaute gleichgültig zu den Sternen auf, die vom Himmel herableuchteten - aber innerlich grinste er.

Henry Hamilton Bones

Leutnant Tibbetts und Captain Hamilton waren böse aufeinander.

Bones mochte eine noch so korrekte Haltung annehmen und bei jeder möglichen und unmöglichen Gelegenheit salutieren und die Hacken zusammenklappen nach Art der Deutschen, er mochte steif und formell sein - es änderte nichts daran, daß Hamilton ihn geringschätzig behandelte.

Bones war beleidigt. Hamilton hatte sich ihm gegenüber benommen, wie es ein Kamerad nicht tun soll. Er sprach abfällig und grob von der Ausführung eines Auftrages, den Bones unglücklicherweise nicht richtig erledigt hatte. Oben im Akasavaland hatte M'bisibi, ein weiser Mann, das Erscheinen eines Teufelskinds vorausgesagt. Nach seinen Worten sollte es in einer Nacht geboren werden, wenn der Mond dicht über dem Fluß stand und Regen in den Wäldern fiel.

Das Kind sollte ›Iwa‹ genannt werden, das bedeutet Tod. Und zuerst sollte seine Mutter sterben, dann sein Vater, und es sollte eine Plage für sein Volk und eine Pestilenz für seinen Stamm sein. Die Ernten würden verdorren, wenn es über die Felder ging, die Fische des Flusses würden sterben und mit dem Bauch nach oben den Fluß hinuntertreiben, und bis zu dem Tode Iwa M'fabas sollten die N'gombi-Isisi nichts als Mißgeschick und Unglück erfahren.

Das war die Weissagung M'bisibis, und seine Worte verbreiteten sich stromauf und stromab, denn er war ein alter Prophet und sehr geachtet, selbst von Bosambo, dem Oberhäuptling der Ochori.

Auch Hamilton hörte früh genug von dem Gerücht und entsandte Bones in größter Eile, um die Ankunft eines solchen

Teufelskindes abzuwarten, das taktlos genug sein könnte, in einem derartig unglückbringenden Augenblick auf der Welt zu erscheinen, um die Weissagungen des M'bisibi zu erfüllen.

Bones aber war zum falschen Dorf gegangen, obwohl ihn sein Steuermann und sein Sergeant auf den Irrtum aufmerksam machten. Glücklicherweise war kein Kind dort geboren worden, wie man ihm glaubwürdig berichtete, so daß die Weissagung unerfüllt blieb.

»Das junge Leben würde auf Ihr Haupt kommen, wenn es anders wäre«, sagte Hamilton zu ihm.

»Jawohl, Sir!«

»Ich erzählte Ihnen nicht, daß es zwei Dörfer gibt, die Inkau heißen«, gab Hamilton zu, »weil ich nicht ahnen konnte, daß Sie so wenig intelligent wären, zu dem falschen zu gehen!«

»Nein, Sir«, stimmte Bones geduldig bei.

»Ich dachte, daß die Aufgabe, unschuldige Kinder zu retten, Sie zu regerer Tätigkeit anspornen würde!«

»Natürlich, Sir!«

»Ich habe mir aber jetzt eine Meinung über Sie gebildet!«

»Jawohl - Sie meinen, daß ich ein Esel bin, nicht wahr?«

Hamilton nickte nur, es war zu heiß, um zu sprechen.

»Das ist ja ein interessanter Schluß, zu dem Sie da gekommen sind«, sagte Bones nachdenklich. »Nicht ganz ohne Originalität, als Sie zum erstenmal diesen Gedanken hatten, aber wenn Sie mich immer wieder einen Esel nennen, so ist das - verzeihen Sie meine Kritik, Sir- etwas gemein, abgesehen davon, daß es dem Geist und Buchstaben der Armeevorschriften widerspricht.«

Dann verließ er seinen Vorgesetzten, ohne noch ein Wort hinzuzufügen. Drei Tage lang saßen sich die beiden beim Frühstück, Mittagessen und Abendbrot gegenüber, und keiner von ihnen sagte mehr als: »Darf ich Ihnen das Brot reichen, Sir?« - »Danke. Möchten Sie das Salz haben?«

Hamilton war so beschäftigt, daß er den ganzen Vorfall vergessen hätte, aber Bones ließ sich keine Gelegenheit entgehen, ihn daran zu erinnern, daß er sich tödlich beleidigt fühlte.

Eines Abends saßen sie nach dem Essen Seite an Seite auf der Veranda und tranken ihren Kaffee. Keiner sprach ein Wort, und die Sitzung hätte wahrscheinlich mit dem üblichen ›Gute Nacht‹ geendet. Bones hätte vorschriftsmäßig begrüßt und Hamilton ebenso vorschriftsmäßig gedankt. Aber es sollte anders kommen.

Eine Gestalt erschien im Dunkeln, überquerte zögernd den großen Exerzierplatz und kam schließlich mit schleppendem Gang durch den Garten zu der Veranda.

Es war ein kleiner, magerer Knabe, wie Hamilton in dem Halbdunkel erkennen konnte.

Der Junge war nackt wie ein Neugeborener und trug ein einzelnes Ruder in der Hand.

»O Knabe!« rief Hamilton. »Ich sehe dich!«

»Wanda!« antwortete der Junge, und es klang Furcht aus seiner Stimme. Er zögerte und besann sich, ob er davonlaufen oder sein verzweifelteres Unternehmen zum Abschluß bringen sollte.

»Komm zu mir herauf!« sagte Hamilton freundlich.

Er erkannte an dem Dialekt, daß der Besucher von weit kommen mußte. Der Knabe hatte sein altes Kanu eine Meile von der Residenz entfernt im Elefantengras am Ufer verborgen. Drei Tage und Nächte war er auf dem Strom unterwegs gewesen. Nun kam er in Furcht und Verwirrung auf die Veranda und stand auf dem glatten, ungewohnten Fußboden. Er war so verlegen, daß er mit den Zehen spielte.

»Woher und warum bist du gekommen?« fragte Hamilton.

»O Herr, ich komme von dem Dorf, in dem M'bisibi wohnt.

Meine Mutter hat mich gesandt, weil sie für ihr Leben fürchtet, denn mein Vater ist auf einer großen Jagd. Ich heiße Tilimi-N'kema.«

»Erzähle weiter, Tilimi-N'kema, und sage mir, warum deine Mutter für ihr Leben fürchtet.«

Eine Zeitlang war der Junge ruhig. Offenbar versuchte er, sich wieder an seine Botschaft zu erinnern, die er wie ein kleiner Papagei gelernt hatte, um sie Wort für Wort zu wiederholen.

»So spricht die Frau, meine Mutter«, sagte er schließlich mit der monotonen Stimme aller kleiner Jungen, die etwas auswendig Gelerntes hersagen müssen. »An einem gewissen Tage, als es Vollmond war und in den Wäldern Regen fiel, so daß wir es alle in dem Dorfe hörten, hat meine Mutter ein Kind geboren, das mein eigener Bruder ist. Und, o Herr, weil sie sich wegen der Worte fürchtete, die der alte M'bisibi gesprochen hat, ging sie in den Wald zu einem Zauberdoktor. Dort kam das Kind zur Welt. Und es scheint mir besser«, sagte der Junge mit dem seltsamen Verständnis, das alle Eingeborenenkinder besitzen, denen die Geheimnisse des Lebens und des Todes nicht verborgen sind, »daß sie das tat, denn sonst hätte man das Kind geopfert. Als sie nun zurückkam und die Leute zu ihr sprachen, sagte sie, daß der Knabe tot sei. Das aber ist die Wahrheit, o Herr: Sie hat dieses Kind bei dem Zauberdoktor gelassen, und nun...« Er zögerte wieder.

»Und nun?« wiederholte Hamilton.

»Nun, o Herr, sagte der Zauberdoktor - er heißt Bogolono -, daß sie ihm am Vollmond reiche Geschenke bringen muß, weil ihr Sohn, mein Bruder, das Teufelskind ist, das M'bisibi vorhergesagt hat. Und wenn sie ihm keine reichen Geschenke bringt, so will er das Kind zu dem Dorfe bringen. Und dann wird es zu Ende mit ihm sein.«

Hamilton rief seine Ordonnanz.

»Gib diesem Jungen zu essen!« sagte er. »Morgen wollen wir

ein längeres Palaver abhalten.«

Er wartete, bis der Mann und sein Schutzbefohlener außer Hörweite waren. Dann wandte er sich zu Leutnant Tibbetts.

»Bones«, sagte er ernst, »ich denke, es wäre das beste, wenn Sie ohne großen Widerspruch nach dem Dorfe M'bisibis führen, die Frau aufsuchen und sie in Sicherheit brächten. Sie werden das Dorf jetzt kennen«, fügte er unnötigerweise hinzu. »Es ist dasselbe, das Sie das letztmal nicht finden konnten.«

Widerwillig verließ Bones die Veranda, ohne eine Antwort zu geben.

Bosambo schaute mit gekreuzten Armen auf die Gesandtschaft, die zu ihm gekommen war.

»Dies ist ein böses Palaver«, sagte er. »Denn es ist schon ein schlechtes Ding, wenn kleine Häuptlinge unrecht tun. Wenn aber sogar große Könige wie euer Herr Iberi hinter solchen Übeltaten stehen, so ist das sehr schlimm. M'bisibi, der dieses Teufelskind prophezeit hat, ist ein weiser Mann, wie wir alle wissen. Wenn er ein Mordpalaver abhält, wird Militini sehr schnell mit seinen Soldaten kommen, und dann wird es zu Ende sein mit den kleinen Häuptlingen und mit den großen Häuptlingen.«

»O Herr, so wird es sein«, sagte der Wortführer, »wenn nicht alle Häuptlinge im Lande brüderlich zusammenstehen. Und weil wir wissen, daß Sandi dich liebt, und ebenso Militini, und daß Tibbetti so freundlich zu dir ist wie zu seinem Bruder, so sprach M'bisibi dieses Wort: ›Geht zu Bosambo und sagt ihm, M'bisibi, der weise Mann, bittet ihn, zu einem großen, schrecklichen Palaver zu kommen, das wegen verschiedener Teufel abgehalten werden soll. Sagt ihm auch, daß großes Unglück über sein Land und über unser Land kommen wird, über sein Weib und die Weiber seiner Ratgeber, und über seine Kinder, wenn wir mit gewissen Teufeln nicht ein Ende machen.««

Bosambo saß nachdenklich da und stützte das Kinn auf die

gekreuzten Fäuste.

»Es kann nicht sein«, sagte er dann. »Denn mag ich auch sterben und mögen sich alle diese merkwürdigen Dinge ereignen, von denen du eben sprachst, so darf ich doch keine ungesetzliche Tat tun, die in den Augen von Sandi, meinem Herrn, böse ist, und mit den Augen der Männer, die er zurückgelassen hat, um das Gesetz zu erfüllen. Sage dies zu M'bisibi von mir: Ich glaube, daß er sehr weise ist und daß er die Geister versteht und Palaver über sie abhalten kann. Und sage ihm weiter: Wenn er Verwünschungen über meine Hütten ausspricht, dann werde ich mit meinen Speerleuten zu ihm kommen und ihn an seinen Ohren an einen hohen Baum hängen, obgleich er mit Geistern schläft und ganze Heere von Teufeln befehligt. Das Palaver ist aus.«

Der Bote brachte die Nachricht zu M'bisibi und ebenso zu den Häuptlingen und Ältesten, die im Palaverhaus versammelt waren. M'bisibi wußte, daß Bosambo das tun würde, was er sagte, und obgleich er alt und weise war, zitterte er, denn alte Leute schätzen das Leben mehr als junge. Dies ist allen Rassen und Farben gemeinsam.

»Bogolono, bringe das Kind herbei«, sagte er zu dem Mann, der an seiner Seite saß. Viele Ketten von Menschenzähnen hingen um seinen Hals, und um seine Augen hatte er Kreise aus weißer Asche gezogen. »Es soll nach dem alten Brauch geopfert werden, wie es in den Tagen unserer Väter und Vorväter war.«

Sie suchten einen Platz im Wald, wo vier junge Bäume an den Ecken eines ungefähren Quadrates standen. Mit kurzen Buschmessern schlugen die Leute alle jungen Zweige ab und ließen nur vier kahle Stämme übrig, von denen der Saft heruntropfte. Mit großer Sorgfalt bogen sie die Spitzen der Bäume zur Erde, bis sie sich berührten. Dann schnitten sie die äußeren Spitzen ab, bis sie alle gleich waren. An den vier Enden befestigten sie Taue, eines für jeden Arm und für jedes Bein des Teufelskindes. Mit anderen Stricken wurden die Bäume in ihrer

Lage festgehalten.

»Dieses ist der Zauber«, sagte M'bisibi. »Wenn der Mond diese Nacht voll ist, werden wir zuerst eine Ziege opfern, dann ein Huhn, und wir werden verschiedene Teile dieser Tiere in einem Feuer von weißem Harz verbrennen. Dann will ich geheimnisvolle Zeichen auf das Gesicht des Kindes und auf seinen Bauch machen und diesen Strick durchschlagen, so daß wir diesen Teufel nach den vier Ecken der Erde fortschleudern, damit er uns nicht länger schaden kann!«

In der Nacht kamen viele Häuptlinge: Iberi von den Akasava, Tilini von den kleinen Isisi, Efele (der Sturm) von den N'gombi, Lisu (der Seher) aus den inneren Gebieten. Aber Lilongo*, wie sie Bosambo von den Ochori nannten, erschien nicht. Zwei Stunden bevor das Opfer stattfinden sollte, erreichte Bones das Dorf und landete zwanzig Haussa-Soldaten mit einem kleinen Maschinengewehr. Das Dorf lag ruhig und friedlich da. Es waren keine Anzeichen irgendeiner Ungesetzlichkeit zu bemerken. Nur eins fiel ihm auf: Er sah nur alte Leute und Kinder. M'bisibi war eine Stunde weit - es mochten auch zwei oder vier sein - in den Wald gegangen, vielleicht nach Norden, Osten, Süden - niemand wußte es.

Die Lügen und Ausflüchte, mit denen die Leute seine Fragen beantworteten, machten ihn wütend. Er besichtigte die Wege und fand, daß das Volk alle drei Ausgangspfade aus dem Dorf benutzt hatte.

Das Maschinengewehr sandte er an Bord der ›Zaire‹ zurück, teilte seine Mannschaft in drei Abteilungen und schlug in Begleitung von zwölf Mann selbst den mittleren Weg ein. Eine Stunde lang marschierte er unter großen Anstrengungen vorwärts. Einmal verlor er den Pfad und fand ihn wieder. An einer Kreuzung mußte er seine kleine Schar noch einmal teilen.

* ›Lilongo‹ ist abgeleitet von dem Wort ›balongo‹-Blut und heißt wörtlich: ›Der, welcher Blutsfreundschaft bricht.‹

Schließlich stolperte er ganz allein über den unebenen Boden in der Finsternis vorwärts, die er nur ab und zu durch seine elektrische Taschenlampe etwas erhellen konnte. Er ging auf einen schwachen Schein rötlichen Lichtes zu, das gerade vor ihm aufschimmerte.

M'bisibi hielt in seinen ausgestreckten Händen ein kleines, dickes Kind, das mit großen, erstaunten Augen ernst in die züngelnden Flammen schaute und zufrieden an seinem kleinen braunen Daumen lutschte.

»Seht dieses Kind, o ihr Häuptlinge und du Volk, das geboren wurde, wie ich es voraussagte, und das von Teufeln besessen ist!« sagte M'bisibi.

Das Kind wandte den Kopf, so daß der kleine, fette Hals ganz faltig wurde, und sagte »Äh!« zu dem Feuer. Es schien ihm zu gefallen, denn es lachte.

»Jetzt sprechen die Teufel aus ihm!« fuhr M'bisibi fort. »Aber gleich werdet ihr sie schreien hören, weil ich sie vernichtet habe!« Und dann ging er zu den vier Bäumen.

Zerkratzt und blutend lief Bones schnell hinter ihm her. Seine Uniform war an vielen Stellen zerrissen.

»Das ist das gesuchte Kind!«

Ungeschickt griff er nach dem Opfer M'bisibis.

Man stelle sich Bones mit dem Baby unterm Arm vor, das sich ungemütlich fühlte und unter seinem harten Griff schließlich fürchterliches Geschrei anstimmte.

»O Herr«, sagte M'bisibi, und atmete schnell, »was suchst du?«

»Das, was ich habe!« erwiderte Bones und wehrte ihn mit der schwarzen Mündung seiner Browningpistole ab. »Morgen wirst du dich wegen vieler Verbrechen zu verantworten haben!«

Er eilte schnell dem schützenden Wald zu, denn er ahnte die kommende Gefahr.

Er hörte das Gebrüll des alten Mannes.

»O Volk, dieser weiße Mann wird den Teufel auf unser Land loslassen!«

Ein Speer fuhr in Bones' Nähe in den Stamm eines Baumes, ein anderer folgte. Er hatte keine Soldaten bei sich, und diese Versammlung von Teufelsbeschwörern war wahnsinnig in ihrer Wut auf Tibbetti.

»Smck!«

Ein Speer traf Bones' Absatz.

»Mach deine Augen zu, mein Kleiner!« sagte er und feuerte in den Haufen der Verfolger hinein. Dann rannte er vorwärts über Wurzeln und umgefallene Bäume. Es ging ums Leben. Er fiel und taumelte, und sein kleiner Begleiter brüllte, als wenn er am Spieße steckte.

»Halt doch den Schnabel!« sagte Bones ungehalten. »Zum Donnerwetter, warum schreist du eigentlich so? Habe ich dir nicht das Leben gerettet, du undankbares Teufelsbalg?«

Ab und zu machte er halt, um einen Blick auf seinen phosphoreszierenden Kompaß zu werfen. Daß man ihn weiter verfolgen würde, wußte er, aber er hatte die zweifelhafte Genugtuung, daß er den Weg verloren hatte und sich mitten im Dschungel befand.

Dann hörte er aus der Ferne einen Schuß, dem mehrere andere folgten. Er lachte. Seine Feinde waren mit einer Abteilung seiner Haussa zusammengelassen.

Das Kind war vor Ermüdung in Schlaf gefallen - Babies waren doch furchtbar schwer. Diese Tatsache war Bones vorher nie zu Bewußtsein gekommen. Aus seinem Degengurt machte er eine Schlinge, so daß ihm das Tragen etwas leichter wurde. Er war jetzt beruhigter, denn er wußte, daß M'bisibis Leute aufgehalten worden waren. Eine halbe Stunde lang setzte er sich nieder und ruhte aus. Ein Leopard kam geräuschlos durch den

Wald, man konnte ihn nur an den beiden grünen Lichtern erkennen. Bones fuhr in die Höhe und leuchtete dem erschrockenen Tier mit seiner Taschenlampe ins Gesicht. Es heulte vor Furcht auf und lief durch den Wald davon. Das Geheul weckte aber Bones' Schützling wieder auf. Das Kind war hungrig, brüllte und wollte nicht wieder schlafen, ohne Nahrung bekommen zu haben. Sein Pflegevater konnte ihm aber nichts geben. Er wiegte das wimmernde Kind auf seinen Armen.

»Der böse alte Leopard ist gekommen und hat mein Kind in der Nacht aufgeweckt«, sagte er leise zu ihm.

Die Spitze von Bones' kleinem Finger beruhigte schließlich das Baby wieder, obgleich das nur ein schwacher Ersatz für die Nahrung war, auf die es doch ein Recht hatte. Langsam weinte es sich in Schlaf.

Leutnant Tibbetts schaute auf seinen Kompaß. Er hatte festgestellt, daß die Schüsse östlich von ihm gefallen waren. Er ging aber nicht auf diese Richtung zu, da er fürchten mußte, mit seinen Feinden zusammenzustoßen, die jetzt nach dem Fluß gehen würden.

Zwei Stunden vor Tagesanbruch schlief er ein wenig ein. Plötzlich wurde er durch ein Zerren an seiner Nase geweckt. Er fuhr auf und setzte das Baby auf den weichen Boden. Dann stemmte er die Arme in die Hüften, klemmte das Monokel ins Auge und besah sich seinen unruhigen Gefährten.

»Warum zum Teufel machst du all diesen Unsinn?« fragte er entrüstet. »Sei doch etwas ruhig, du kleiner Schlingel. Übe dich ein wenig in anständigem Betragen, alter Kerl!«

Aber das kleine, dicke Kind auf dem Boden schrie in einem fort. Es protestierte gegen diese ungewohnte und unsachliche Behandlung.

»Vermutlich hast du Hunger«, sagte Bones verdrießlich und schaute hilflos umher.

Er durchsuchte seine Taschen und fand glücklicherweise ein

Biskuit. In der Feldflasche hatte er noch eine halbe Tasse warmen Tee. Er fütterte das Kind mit eingetauchtem Biskuit und trank den Tee selbst.

»Man müßte dich eigentlich baden«, sagte er streng. Aber erst eine Stunde später kam er zu einem kleinen Waldteich, in dem er diese Prozedur vornehmen konnte.

Um zwei Uhr nachmittags - er konnte nur schätzen, weil seine Uhr stehengeblieben war - fand er einen Weg, auf dem er das Dorf noch vor Sonnenuntergang hätte erreichen können. Aber er verfehlte den Pfad wieder und entdeckte gleichzeitig, daß er seinen Kompaß verloren hatte.

Verzweifelt schaute er auf das wache Kind.

»Lieber, alter Waffengefährte«, sagte er traurig, »jetzt sind wir verloren.«

Das Baby lächelte.

»Darüber gibt's nichts zu lachen, du verrückter alter Esel!«

»O Herr, von Tibbetti weiß ich nichts«, sagte M'bisibi grämlich und mißgestimmt.

»Dann wirst du es lernen, bevor die Sonne schwarz wird«, erwiderte Hamilton. »Deine jungen Leute werden ihn finden, oder ich werde einen Baum für dich aussuchen, alter Mann, und du wirst schnell sterben, bei Iwa!«

»Ich habe nach ihm gesucht, o Herr!« sagte M'bisibi. »Alle meine Jäger haben den Wald durchstreift, aber sie haben ihn nicht gefunden. Aber hier ist ein kleines Teufelsding.« Er holte unter seinem Kleide Bones' Kompaß hervor. »Dies haben wir auf dem Wege entdeckt, der nach Inilaki führt.«

»Und das Kind ist bei ihm?«

»So sagen die Leute«, antwortete M'bisibi. »Aber ich weiß durch meinen Zauber, daß das Kind sterben wird. Denn wie kann ein weißer Mann, der nichts von kleinen Kindern versteht,

es ernähren und pflegen? Aber«, verbesserte er sich sorgfältig, da er den Charakter des beabsichtigten Opfers hüten mußte, »wenn dieses Kind wirklich ein Teufelsbalg ist, wie ich glaube, wird es meinen Herrn Tibbetti an schreckliche Orte führen und selbst unverletzt zurückkehren.«

»Es wird dich an einen noch schrecklicheren Ort bringen«, sagte Hamilton bedeutungsvoll und schickte einen gewandten Kletterer in die Bäume, um einen Block an einem dicken Ast festzumachen und ein Seil anzubinden.

Dieses Mittel war so wirksam, daß der alte M'bisibi plötzlich sehr lebendig wurde. Signaltrommeln ertönten, und schnelle Boten machten sich von allen Dörfern auf die Suche. Jede halbe Stunde feuerte das Hotchkiß-Geschütz der ›Zaire‹ einen lauten Schuß ab. Hamilton ging selbst in den Wald, aber sein Mut sank, als Stunde auf Stunde verging, ohne daß Nachricht von seinem Kameraden kam. »Ich sage dir dies, o Herr«, sprach der Dorfälteste, der ihn begleitete. »Ich denke, Tibbetti ist tot und das Kind auch, denn dieser Wald ist voll von bösen Geistern und wilden Tieren. Auch leben hier große, giftige Schlangen.«

Er zeigte geradeaus.

Sie hatten eine Lichtung erreicht. Hohes Gras wucherte üppig, überhängende Äste bildeten ein lauschiges Plätzchen. Große weiße Orchideen blühten, Schlingpflanzen zogen sich von Ast zu Ast und hielten die grünen Zweige in ihren Windungen fest.

Hamilton folgte der Richtung des Fingers. In der Mitte der Lichtung sah er eine lange, dunkelbraune Schlange mit lebhaft grünen und roten Flecken. Sie bewegte sich hin und her und zischte wütend.

»Großer Gott!« rief Hamilton und faßte schnell nach seinem Revolver. Aber bevor er ihn aus der Ledertasche nehmen konnte, hörte er einen scharfen Knall. Die Schlange zuckte auf, fiel wie ein Stein zurück und rollte durch das Unterholz auf den Boden. Gleich darauf erschien Bones. Er war in Hemdsärmeln

und ohne Helm, hatte seine große Pfeife im Mund und kam schnell zwischen den Bäumen hervor, die Pistole in der Hand.

»Unnützer Bengel!« sagte er vorwurfsvoll, neigte sich nieder und nahm ein braunes Paket vom Boden auf. »Hat dir Papa nicht gesagt, daß du nicht so nahe an eine so große Schlange krabbeln sollst? Papa wird dir Prügel geben -«

Plötzlich sah er den verwunderten Hamilton, packte das Baby mit der linken Hand und salutierte mit der rechten. »Das Kind zur Stelle und in guter Ordnung, Sir!« meldete er dienstlich.

»Was werden Sie damit anfangen?« fragte Hamilton, nachdem Bones ein Bad genommen und mit ihm zu Abend gespeist hatte.

»Womit?« fragte Bones.

»Damit!«

Hamilton zeigte auf ein herumkrabbelndes, kleines Kind, das in diesem Augenblick freundlich zu Bones emporschaute.

»Was erwarten Sie denn, daß ich tun soll?« fragte Bones steif. »Die Mutter ist tot, und es hat keinen Vater - ich fühle eine gewisse Verantwortung für Henry.«

»Wer, zum Teufel, ist denn Henry?«

Bones stellte das Kind mit einer großartigen Handbewegung vor.

»Henry Hamilton Bones, Sir«, sagte er feierlich. »Das Kind des Regiments! Von mir adoptiert. Es soll einmal die Stütze meiner alten Tage werden!«

»Himmeldonnerwetter!« sagte Hamilton.

Er ging fort, um sich von diesem Schrecken zu erholen. Als er wiederkam, wurde er unfreiwilliger und ungesehener Zeuge einer häuslichen Szene. Denn Bones hatte das kleine dicke Wesen in seine eigene Gummibadewanne gelegt und säuberte es behutsam mit einem großen Scheuerlappen.

Der nächtliche Wanderer

Leutnant Francis Augustus Tibbetts erholte sich allmählich von den Anstrengungen seiner Flucht mit dem kleinen schwarzen Baby, das er vor dem Opfertod errettet hatte. Er ließ das Kind Henry Hamilton Bones taufen, und seit dieser Zeit galt sein ganzes Interesse der Lösung des Erziehungsproblems. Was er von seiner haarsträubenden Flucht und seinen verzweifelten Abenteuern nach England berichtete - wer kann das wissen?

Unglücklicherweise hatte Hamiltons Schwester, die unschuldige Vermittlerin, keine Möglichkeit, etwas von seinen Briefen zu lesen, und die anderen Empfänger der Berichte Bones' stehen leider nicht in Berührung mit dem Verfasser dieser Zeilen. Was er alles erzählte, in welch glühenden Farben er seine Wanderungen durch den Wald schilderte, weiß niemand. Aber sicher hat er darüber geschrieben.

»Was, zum Teufel, sollen denn alle die Pakete, die hier angekommen sind?« fragte Hamilton und schaute böse auf einen ganzen Berg versiegelter und verschnürter Kartons in braunem Papier.

Bones rauchte gemächlich seine Pfeife und betrachtete eins nach dem anderen. »Ich weiß es nicht genau«, sagte er dann vorsichtig. »Aber ich würde nicht überrascht sein, wenn es Kleider wären, mein Lieber!«

»Kleider?«

»Für Henry«, erklärte Bones und schnitt die Schnur des ersten Paketes durch. Nachdem er die braune Hülle entfernt hatte, zog er einen kleinen Berg schneeweißer Kleidchen hervor. Er drehte Stück für Stück um.

»Für Henry!« wiederholte er. »Aber könnten Sie mir vielleicht sagen, wozu man diese Dinger benützt?« Er hielt ein

weißes Kleidchen in die Höhe, das mit Spitzen und Plisseefältchen verziert war.

»Nein, Liebster, das kann ich Ihnen nicht sagen!« erwiderte Hamilton steif. »Aber vielleicht haben Sie in Ihrer großen Schlaueit vergessen, Ihren Freunden mitzuteilen, daß Henry männlichen Geschlechts ist!«

Bones schaute zum blauen Himmel empor und rieb sich das Kinn. »Das ist möglich, daß ich von dem Kind als einer ›sie‹ gesprochen habe!« gab er verdutzt zu.

Es waren sechzehn Pakete angekommen, und jedes enthielt mindestens ein solches Kleid und einen warmen, gestrickten Wollschal, der ›sehr nützlich für Schneetreiben‹ sei, wie Hamilton sarkastisch bemerkte.

Mit Hilfe seiner Ordonnanz sortierte Bones den Inhalt der Pakete, legte die Kleider auf einen Haufen zusammen, das Spielzeug auf einen anderen. Es befanden sich auch viele Bücher darunter wie: ›Morgen kommt der Weihnachtsmann‹ und ›Das Märchen von der Katze und der Maus‹ usw. Würdevoll trug er diese Dinge dann zu seinem Quartier.

Am Abend besuchte Hamilton seinen Untergebenen. Der kleine Henry saß in einem wundervollen Mädchenkleid, ein großes Häubchen auf dem Kopf, vergnügt auf dem Boden und kaute an Bones' Taschenuhr. Bones selbst sang mit Banjobegleitung ein unmögliches Lied, dessen Text und Melodie er nicht ganz beherrschte.

Er sprang auf und grüßte Hamilton, als er eintrat.

»Nun sagen Sie mir bitte einmal, was geschehen soll, wenn Sanders zurückkommt?«

Bones machte ein langes Gesicht. »Was geschehen soll? Ich verstehe Sie nicht ganz, Sir. Was könnte sich denn ereignen?«

»Mit Henry!«

Henry schaute in diesem Augenblick mit einem engelgleichen

Lächeln auf Bones.

»Ist es nicht ein hübsches Kind?« fragte Bones in höchster Ekstase. »Sie werden mir natürlich nicht glauben, was ich Ihnen jetzt erzähle, Sie netter alter Zweifler. Aber Henry kennt mich, wirklich, er kennt mich wieder, und wenn Sie bedenken, daß er erst sechs Monate alt ist -«

»Ich möchte wissen, was Sie tun, wenn Sanders zurückkommt - wirklich, Bones, ich weiß nicht, ob ich diese Zustände hier dulden darf!«

»Wenn Sie Henry entfernen wollen, Sir«, sagte Bones entschieden, »dann reiche ich sofort meinen Abschied ein. Wenn sich ein Offizier einen Hund halten kann, dann ist es ihm doch sicher auch erlaubt, sich ein Baby zu halten. Zwischen Henry und mir, Sir, existieren Bande, die stärker als Stahl und Eisen sind. Ich mag ein Esel sein - sogar ein Gup -, aber wenn Sie zwischen mich und mein Kind treten wollen, erwachen alle meine mütterlichen Instinkte verzeihen Sie -, alle meine väterlichen, das ist das richtige Wort! Und ich werde kämpfen wie ein Tiger -«

»Zum Teufel, haben Sie eine gute Lunge!« sagte Hamilton.

»Aber immerhin, ich habe Sie gewarnt. Sanders ist in einem Monat hier.«

»Dann wird Henry sieben Monate alt sein«, murmelte Bones.

»Dieser verfluchte Henry!«

Bones erhob sich und zeigte auf die Tür.

»Ich möchte Sie bitten, Sir, nicht derartige Worte vor dem Kind zu gebrauchen. Es tut mir leid, daß ich so zu Ihnen sprechen muß, aber ich trage eine schwere Verantwortung.«

Bones schlüpfte geschickt aus der Tür, und das Brot, mit dem Hamilton nach ihm warf, prallte am Türpfosten ab und rollte in die Mitte der Hütte, wo Henry es gierig in Empfang nahm.

Später gingen die beiden Offiziere auf dem Exerzierplatz auf

und ab, während Fa'ma, die Frau des Sergeanten Ahmet, das Kind in ihre Hütte mitnahm, wo es schlief.

»Ich fürchte, ich muß Sie von Ihrem Henry trennen«, sagte Hamilton. »Bei den Lombobo ist eine geheimnisvolle Sache in Gang es treibt sich dort nachts ein sonderbarer fremder Wanderer umher. Der Späher Ahmet schreibt etwas unklar darüber.«

Bones schaute sich argwöhnisch um.

»Tun Sie mir den Gefallen, alter Herr«, begann er, »und sprechen Sie von solchen Dingen nicht in Gegenwart Henrys - um die Welt möchte ich nicht, daß er erschreckt wird.«

Bosambo, der Häuptling der Ochori, war ein leichter Schläfer, und in der letzten Zeit war er besonders hellhörig, denn es hatten ihn Gerüchte erreicht über einen Fremden, der zur Nachtzeit wanderte. Einst um Mitternacht erwachte er plötzlich mit dem Gefühl, daß jemand in seiner Hütte war. Der Wachtposten mußte von dem Eindringen des Fremden nichts bemerkt haben.

Bosambo faßte nach seinem kurzen Speer, aber bevor er ihn erreichen konnte, war sein Handgelenk von einem stahlharten Griff umklammert. Starke Finger griffen nach seiner Kehle, und der Eindringling flüsterte ihm leidenschaftliche Worte ins Ohr. Er gebrauchte dabei Ausdrücke, die den Häuptling so in Verwunderung versetzten, daß er sich nicht zu helfen wußte.

»Ich bin M'gani, der Nachtwanderer«, sagte der Fremde hoheitsvoll. »Du hast von mir gehört, denn ich bin nur den Häuptlingen bekannt. Meine Macht ist so groß, daß die Häuptlinge gehorchen und selbst die Teufel mir schnell aus dem Wege gehen.«

»O M'gani, ich höre dich!« flüsterte Bosambo. »Welchen Dienst kann ich dir erweisen?«

»Gib mir zu essen!« sagte der mächtige Fremde. »Nachher

sollst du mir ein Lager in deinem inneren Raum bereiten und vor dem Tor der Hütte Wache halten, daß mich niemand stört. Denn es gehört zu meinem großen Plan, daß kein Wort davon zu Militini kommt, daß ich in deinem Gebiet bin.«

»Ich bin dein Hund, M'gani«, sagte Bosambo und stahl sich wie ein Dieb von seiner Hütte, um ihm zu gehorchen.

Den ganzen Tag saß er vor der Tür und sandte sogar sein Lieblingsweib und sein Kind M'sambo fort, damit der Schlaf M'ganis nicht gestört werde.

In der Nacht, als die Dunkelheit gekommen war und das düstere Rot der Feuer brannte, trat M'gani aus der Hütte.

Bosambo hatte den Wachtposten weggeschickt und begleitete seinen Gast bis zum Ende des Dorfes.

M'gani war nur in einen Mantel von Leopardenfellen gehüllt und wirbelte zwei lange Speere in seiner Hand. Er sprach erst, als sie an die Grenze der Stadt kamen, wo er sich von seinem Gastfreund verabschiedete.

»Sage mir, Bosambo, wo sind Sandis Spione, damit ich ihnen ausweichen kann?«

Bosambo sagte es ihm, ohne zu zögern.

»M'gani«, fragte er beim Abschied, »wo wirst du jetzt hingehen? Sage es mir, damit ich schlaue Männer aussende, um dich zu beschützen. Denn in diesem Lande herrscht ein böser Geist, besonders unter dem Volk der Lombobo. Denn ich habe den Häuptling B'limi Saka beleidigt.«

»Ich brauche keine Krieger, Bosambo. Aber ich sage dir dies: Ich gehe zu stillen Plätzen, um zu erfahren, was das Beste für mein Volk ist.«

Dann wandte sich M'gani zum Gehen.

»M'gani, an dem Tage, an dem du unseren Herrn Sandi sehen wirst, so sprich zu ihm für mich und sage ihm, daß ich ihm treu ergeben bin. Denn es scheint mir, daß du ein so mächtiger Mann

bist, daß er auf deine Worte hört, selbst wenn er andere nicht vor sein Angesicht läßt.«

»Ich höre dich!« sagte M'gani ernst und verschwand im Schatten des Waldes.

Bosambo stand lange Zeit und schaute dem fremden Wanderer nach. Dann kehrte er langsam zu seiner Hütte zurück.

Am nächsten Morgen kam er oberste seiner Ratgeber, um ein Palaver mit ihm abzuhalten.

»Bosambo«, sagte er geheimnisvoll, »der nächtliche Wanderer war in unserem Dorf!«

»Wer sagt das?«

»Fibini, der Fischer. Er hatte Zahnschmerzen und saß im Schatten seiner Hütte nahe an dem warmen Feuer. Da sah er, wie der Fremde durch das Dorf ging, und neben ihm, o Herr, erblickte er eine Gestalt, die wie ein Teufel aussah, dick und häßlich.«

»Gehe zu Fibini«, sagte der mit Recht verärgerte Bosambo, »und schlage ihn auf die Füße, bis er schreit, denn er ist ein Lügner, und er hetzt die Leute durch sein Geschwätz auf!«

Aber Fibini hatte schon alles getan, um die Nachricht zu verbreiten, ehe er die Prügel bekam, die ihn natürlich zur Ruhe brachten. Die Mütter in der Ochoristadt achteten mit größter Sorgfalt auf die Kleinen, als die Sonne an diesem Abend unterging, denn sie hatten Angst vor dem neuen Schrecken, der in ihr Land gekommen war, vor diesem schwarzen Geist, dessen Ruf sich wie ein Lauffeuer verbreitete und den sie als den größten und mächtigsten aller Teufel ansahen. Er war in einer Woche berühmt geworden. So schnell wandern die Nachrichten in diesem Gebiet.

Die Leute hatten ihn auf Waldwegen gesehen oder wie er mit unglaublicher Schnelligkeit den Strom entlangfuhr. Einige sagten, daß er überhaupt kein Boot habe, sondern über das

Wasser gehe. Noch andere erzählten, daß er fliegen könne wie ein großer Vampir und daß Millionen fliegender Hunde hinter ihm herzögen. Einer begegnete ihm von Angesicht zu Angesicht und war zu Boden gesunken vor diesen heißen, roten Augen, die kleine Blitze schossen.

Man hatte ihn an vielen Stellen im Ochoriland gesehen, in der N'gombistadt, in den Dörfern der Akasava; aber sein besonderer Aufenthaltsort war das Gebiet der Lombobo. B'limi Saka, der Häuptling des Landes, glaubte selbst an Teufel und war über diese Nachrichten besonders bestürzt, aus Furcht, der geheimnisvolle Wanderer könnte ein Spion der Regierung sein. Denn er hatte Gewohnheiten und Gebräuche, die das Gesetz der weißen Männer verletzten, die so schnell bei der Hand waren, grausam zu strafen.

»Aber niemand außer dir, Lamalana, kennt mein Herz!« sagte er zu seiner Tochter, die zu gleicher Zeit auch sein erster Ratgeber war. Sein Volk war darüber aufgebracht, weil es die Frauen verachtete.

Lamalana hatte breite Schultern wie ein Mann und ein flaches Gesicht. Sie schaute ihren grauhaarigen Vater von der Seite an. »Die Teufel kennen die Gedanken der Herzen«, sagte sie mit rauher Stimme. »Und wenn man über Mord und Opfer spricht, sind dann nicht alle Teufel froh? Nun sage ich dir, mein Vater, daß ich schon lange auf die Opfer warte, die du mir durch einen Schwur beim Tode versprochen hast!«

B'limi Saka schaute sich ängstlich um. Trotz der Grausamkeit dieses Häuptlings, die erst später ans Tageslicht kam, und trotz der fürchterlichen geheimen Opferhäuser im Walde war er ein furchtsamer Mann. Ein Augenleiden machte ihn völlig von seiner Tochter abhängig, einer kinderlosen Witwe, die ihn nun schon seit zwei Jahren leitete.

Die Lombobo waren der grausamste Stamm auf dem Territorium, das Sanders verwaltete, und ihre Häuptlinge waren

Verräter. Sie waren auch nicht mit den anderen Stämmen verwandt, den N'gombi, den Isisi, den Akasava oder den Ochori. Und doch vereinigten sie die schlechtesten Eigenschaften aller in sich.

Selten traten sie in offenem Waffenwiderstand gegen die Regierung auf, aber immer gab es Klagen über sie wegen heimlicher Morde. Sie verstümmelten ihre Feinde und ließen sie mit dem Gesicht nach oben den Strom hinuntertreiben. Regierungstreue Männer verschwanden. Man hörte von Menschenfresserei, aber niemals konnte man die Täter überführen oder bestrafen.

Obgleich alle Stämme mit Ausnahme der Ochori früher Kannibalen waren, hatte es die Regierung doch durch Feuer und Schwert und durch kluge Maßnahmen erreicht, daß eine neue Zeit am oberen Strom anbrach.

Aber diese Reformen hatten sich bei den Lombobo noch nicht durchgesetzt. Ein Wort von Sanders hätte genügt, den ganzen Stamm auszurotten. Aber er regierte das Land nicht auf solche Art. Er war geduldig und noch einmal geduldig, obgleich er manchmal in Versuchung geriet, mit äußerster Strenge durchzugreifen.

Die Leute nannten Lamalana ›das unfruchtbare Weib‹ und ›die Trinkerin des Lebens‹. Aber wenn sie Leben getrunken hatte, so war es im verborgenen geschehen, und wenn sie mit ihren langen, großen Händen ihre Opfer mordete oder Männer und Frauen aus reiner Lust an der Grausamkeit langsam zu Tode quälte, so konnte doch kein lebendiger Zeuge mehr gegen sie aufstehen. Außerhalb der Stadt Lombobo^{*} war ein kleiner Flecken Erde, der viel betreten wurde. Es wuchs kein Gras dort, und man nannte diesen Ort ›wa boma‹, den Ort des Todes.

* Die einzelnen Gebiete werden nach dem Namen der Hauptstädte genannt, was manchmal etwas irreführend ist.

Hier wurde öffentlich geopfert, bevor die Weißen kamen. Der Platz lag frei da, so daß man vor Horchern sicher sein konnte. Hier saß Lamalana neben ihrem Vater, und er erzählte ihr von früheren schrecklichen Dingen, die aber diesem Weibe noch nicht fürchterlich genug waren. Sie wand sich auf ihrem Sitz hin und her, als sie wie hypnotisiert den Worten ihres Vaters lauschte.

»O Herr«, sagte sie, »der nächtliche Wanderer kommt nicht nur nach Lombobo. Alle Leute stromauf und stromab haben ihn gesehen, und für mich ist es ein Zeichen großen Glückes, wenn wir erkennen, daß die Geister mit uns sind. Wenn du nun sehr tapfer bist, wollen wir jetzt ein größeres Opfer darbringen, als jemals zuvor. Hat Bosambo nicht zu deiner Schande ein Loch durch den Berg graben lassen, und sagen nicht die Ochori, daß sein Kind M'sambo das Licht seines Lebens ist? O ko, Bosambo soll sehr traurig werden!«

Später gingen sie in den Wald und berieten miteinander, denn sie fürchteten sich nicht vor den Geistern, die die letzten schrägen Strahlen der untergehenden Sonne von den Bäumen befreiten. Und sie gingen und sprachen, und die Jäger der Lombobo, die durch den Wald heimkehrten, machten einen weiten Bogen um sie, denn Lamalana besaß den bösen Blick.

»Wir wollen zur Stadt zurückgehen«, sagte Lamalana, »denn ich sehe jetzt, daß du nicht blind und alt, sondern tapfer und mutig bist.«

»Es wird ein großes Palaver geben, und wer weiß, ob nicht Militini mit seinen Soldaten kommt?«

Sie lachte laut und heiser, und der schweigende Wald hallte wider von ihrer häßlichen Stimme.

»O ko!« sagte sie plötzlich und hörte auf zu lachen.

Mitten auf dem Weg stand ein Mann. In dem Dämmerlicht sah sie das Leopardenfell und den merkwürdigen Metallgürtel

um seine Hüften.

»O Lamalana«, sagte er milde, »lache leise, denn ich habe schnelle Ohren, und ich rieche Blut!«

Er zeigte den düsteren Waldweg hinab, den sie gekommen waren.

»Viele sind geopfert worden, und niemand hat sie gehört. Dieses weiß ich. Laß jetzt ein Ende des Mordens sein, denn ich bin M'gani, der nächtliche Wanderer, und ich bin sehr schrecklich.«

»Wa!« schrie Lamalana, sprang mit gekrallten Fingern auf ihn zu und zeigte mit wütendem Grinsen ihre weißen Zähne. Plötzlich fühlte sie eine weiche Flüssigkeit in ihrem Gesicht, die wie ein Wasserstrahl in ihren offenen Mund lief. Sie fiel nieder und rang nach Atem. Als sie sich mühsam wieder erhob, war der Fremde verschwunden.

Vor Bosambos Hütte saß Bones und war in eine lange, ernste Unterhaltung vertieft. Er sprach mit seinem Gastgeber über Kinder. Hamilton hatte die Verantwortung gescheut und es abgelehnt, für Henrys Wohlergehen während der Abwesenheit seines Adoptivvaters zu sorgen. Aber er hatte dem Ansuchen Bones' zugestimmt, daß Henry ihn auf der Reise nach Norden begleiten sollte.

Und nun hockten zwei kleine Kinder, die sich gegenseitig mit merklichem Mißtrauen betrachteten, auf einer großen, groben Woldecke vor Bosambo und vor Bones.

»O Herr«, sagte Bosambo, »es ist wahr, daß dein Kind wundervoll ist, aber ich denke, daß M'sambo auch ein schönes Kind ist. Wenn deine Hoheit mit gnädigen Augen M'sambo betrachtet, so wirst du eine gewisse Klugheit bei ihm beobachten, die andere Kinder nicht haben. Auch kann er schon klar sprechen, so daß ich ihn verstehe.«

»Aber auch mein Kind ist sehr klug, denn sieh, wie es mich anschaut, wenn ich spreche, und seinen Daumen hebt.«

Bones machte mit seinem Mund ein merkwürdiges Geräusch. Henry drehte sich stirnrunzelnd und kühl nach seinem Beschützer um, dann wandte er sich wieder ab, um das fremde, braune Wesen zu erforschen, das ihm gegenüber saß.

»Welche Nachrichten hast du von dem nächtlichen Wanderer?« fragte Bones am Abend.

»O Herr, ich weiß von ihm, aber ich darf nicht über ihn sprechen, denn wir sind Blutsbrüder durch gewisse Zauberriten, Zeichen und Worte. Ich kann dir aber sagen, daß er ein guter Mann ist, und das kann ich auch Sandi bezeugen, wenn er zu seinem Volk zurückkehrt.«

»Du sitzt hier für die Regierung«, sagte Bones, »und wenn du nicht mit uns gehst, dann bist du ein netter alter Bösewicht, Bosambo!«

»Ich kennen um, ich nicht sprechen um, Massah«, erwiderte Bosambo in seiner Verlegenheit englisch, »ich sein gutem Kerl, Massah, keinem Yadasi Kerl, Massah - ich sein Peterkerl, dem abschneiden Ohr!«

»Du bist ein verdrehter alter Taugenichts!« sagte Bones. Er ging zur ›Zaire‹ zurück und legte sich schlafen. Henry hatte er in der Obhut von Bosambos Weib zurückgelassen...

In der Dunkelheit, vor Sonnenaufgang, führte er mit dem Revolver in der Hand seine Haussa-Leute quer über das Ufer. Aber er kam etwas zu spät. Der Überfall war zu gut vorbereitet gewesen. Vor der Hütte Bosambos lag die Wache, von einem Speer durchbohrt, und Bosambos Gesicht war mit Blut bedeckt. Bones überschaute sofort die Lage.

»Feuert auf die Leute, die zum Walde fliehen!« befahl er. Aber Bosambo legte die Hand abwehrend auf seinen Arm.

»O Herr, laß nicht schießen, denn sie haben die Kinder

gestohlen. Ich fürchte auch, daß sie meine Frau ermordet haben.«

Er ging in die andere Hütte, und Bones folgte ihm.

Bosambos Weib hatte eine größere Hütte als er selbst; sie war durch einen Gang aus Flechtwerk mit der seinen verbunden. Die Frau war mit einer Keule niedergeschlagen worden und lag bewußtlos auf dem Boden. Aber Bones hatte genügend medizinische Kenntnisse, um sofort zu sehen, daß sie außer Gefahr war.

Zehn Minuten später eilten die Scharen der Ochorikrieger durch den Wald. Leute liefen ihnen voraus, die die Spur der Räuber verfolgten.

»O ihr Götter, hört mich!« stöhnte Bosambo, »und sendet M'gani schnell zu M'sambo, meinem Sohn!«

»Das ist herrlich!« sagte Lamalana. »Nun wollen wir kein kleines Opfer im geheimen darbringen, sondern ein großes, das alle Leute sehen sollen!«

Es war eine Stunde nach Sonnenaufgang, wenn die Welt am schönsten ist und die geschwätzigen Webervögel zu ihren hängenden Nestern ein- und ausfliegen und laut zwitschern. Zarte kleine Blumen, die sich des Morgens öffneten, schenken der Luft wunderbare Süße.

Das ganze Volk von Lombobo, die Krieger, die Jäger, die Weiber, die Mädchen und selbst die Kinder umgaben die Steinstufen des Opferaltars. Lamalana, taub und blind für Verstandesgründe, wußte, daß sie nur wenig Zeit hatte und daß mit der Sonne ein Mann mit seinen Soldaten kommen würde, der schrecklich in seinem Zorn war und jeden Widerstand mit Feuer brechen würde.

»O Volk«, rief sie.

Sie war bis zur Mitte des Körpers nackt und stand hinter dem

Stein des Todes, als ob es ein Ladentisch sei und die beiden weinenden Kinder unter ihren Händen verkäufliche Ware.

»Jetzt werden wir alle mit Schrecken schlagen, die uns hassen, denn eins von den Kindern ist das Herz von Bosambo, und das andere ist mehr als das Herz des Mannes, der an der Stelle Sandis steht -«

»O Weib!«

Unbemerkt, fast wie durch Zauber, war ein Fremder durch die Leute geschritten und stand nun in dem freien Raum vor dem Opferaltar. Es war keiner unter der Menge, der noch nicht von dem Leopardenfell und dem Bronzegürtel gehört hatte. Der Mann war so schwarz wie die fremden Äthiopier, die manchmal mit den arabischen Händlern in das Land kamen.

Ein Geflüster des Schreckens verbreitete sich.

»Der nächtliche Wanderer!«

Alles Volk drängte zurück... eine Frau schrie auf und fiel ohnmächtig um.

»O Weib!« sagte M'gani, »gib mir diese beiden Kinder, die nichts Böses getan haben!«

Mit offenem Mund starrte ihn die halbverrückte Tochter B'limi Sakas an. Er ging auf sie zu, nahm die Kinder in die Arme und schritt dann langsam durch das Volk, das erschreckt vor ihm zurückwich. Er wandte sich zu der höchsten Stelle des Platzes, um zu sprechen.

»Tut nichts Böses«, sagte er. Dann bückte er sich behutsam, um die Kleinen auf die Erde zu setzen, denn Lamalana lief schreiend und sinnlos brüllend hinter ihm her. Ein langes, gebogenes Messer blitzte in ihrer Hand. M'gani steckte seine Hand in das Leopardenfell, um eine Waffe zu ergreifen. Aber bevor er sie ziehen konnte, fiel ein Mann der Lombobo über ihn her und hielt ihn fest.

»Boma!« brüllte das Weib und holte mit ihrem Messer zum

tödlichen Schlag aus...

An der Grenze der Lichtung riß Bones sein Gewehr an die Schulter und feuerte.

»Wer ist dieser Mann?« fragte Bones.

Bosambo sah den Fremden an. »Dies ist M'gani«, sagte er, »der nächtliche Wanderer.«

»Zum Teufel auch!« Bones klemmte sein Monokel ins Auge und musterte den Fremden von Kopf bis Fuß. »Woher kommst du?« fragte er.

»O Herr, ich komme von der Küste«, sagte der Mann, »auf vielen sonderbaren Wegen bin ich gegangen. Ich wollte heimlich in diesem Lande ankommen, um die Herzen dieses Volkes kennen und verstehen zu lernen.« Und plötzlich fügte er in tadellosem Englisch hinzu: »Ich glaube, wir sind einander früher noch nicht begegnet, Mr. Tibbetts - mein Name ist Sanders.«